Preis 10 Silbergroschen.

Prospect.

Eisenbahnen und Dampfschiffe haben auf das Leben der Völker den unermeßlichsten Einfluß geübt und üben ihn fortwährend in immer gesteigertem Grade. Der Verkehr hat sich zu staunenswerther, früher kaum geahnter Höhe entwickelt. Jedermann reist jetzt zehn mal häufiger und weiter als sonst, Jeder erlebt weit mehr als früher in gleicher Zeit. Die Zeit hat dadurch erhöhten Werth erhalten: sie ist um so kostbarer geworden, je mehr sich in ihr erreichen läßt. Und doch, während bei der jetzigen raschen Art zu reisen soviel Zeit erspart und gewonnen wird, geht gerade dabei wiederum viel Zeit verloren! Auf den frühern langsamern und gemüthlichern Reisen wollte und konnte man von Beginn derselben an alles sich Darbietende ruhig genießen. Jetzt eilt man oft hunderte von Meilen durch wenig interessante oder oft gesehene Gegenden, um erst dann eine genußreiche Reise zu beginnen. Früher unterhielt sich die Reisegesellschaft viel mit einander, man schloß sich bald näher an seine Mitreisenden an. Jetzt ist ein längeres Gespräch auf der Eisenbahn bei dem Rasseln der Wagen fast unmöglich. Und wenn wir uns dann stumm gegenübersitzen, wenn die Reisegesellschaft uns nicht anregt, wenn schlechtes Wetter uns stundenlang in die Kajüte eines Dampfschiffs verbannt, werden wir da nicht von tödtlicher Langeweile geplagt, von Aerger erfüllt über den Verlust der kostbaren Zeit?

Aber es gibt ein Mittel gegen diese „kleinen Leiden" des menschlichen Lebens und Reisens, die uns oft den ganzen Reisegenuß verleiden, und dies ist: **interessante Reise-Lectüre.**

Allerdings fehlte es bisher an Büchern, die den Geist während der Reise leicht und angenehm beschäftigen. Die wenigen aber, die dazu dienen könnten, empfehlen sich nicht durch angemessene äußere Ausstattung, handliches Format und deutlichen Druck.

In den Ländern, wo der durch den Dampf vermittelte Verkehr sich noch rascher als in Deutschland entwickelte: in England und Amerika, ja selbst in Frankreich, Belgien und Italien gibt es schon seit längerer Zeit besondere **Reise-Bibliotheken**, die alle den glänzendsten Erfolg haben. Fast Niemand reist dort ohne sich ein solches Buch mitzunehmen. In England wurden diese Reise-Bibliotheken zuerst durch den Scharfblick eines Macaulay angeregt und besonders von zweien der angesehensten Verleger, Longman und Murray, in verschiedener Weise ausgeführt. Sollte man nun nicht voraussetzen dürfen, daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung rühmt, ein für Deutschland berechnetes, von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes derartiges Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die unterzeichnete Verlagshandlung ist dieser Ueberzeugung und hat deshalb ein Unternehmen begonnen, das dem reisenden Publicum Deutschlands geeignete Reise-Lectüre darbieten wird.

Was zunächst den **Inhalt** dieser Reise-Bibliothek betrifft, wird besonders darauf gesehen werden, daß die zur Aufnahme in selbe bestimmten Schriften speciell zur Lectüre für Reisende geeig zugleich aber von so dauerndem Werthe sind, daß sie ein An wahren auch nach der Reise verdienen. Ferner wird auf die verschiedenen Bedürfnisse der Reisenden Rücksicht genom werden: es wird ebensowol für Unterhaltung als für Belehrung, Ernstes wie für Erheiterndes gesorgt sein.

Aus diesen Rücksichten wird die Reise-Bibliothek in zwei Hau abtheilungen zerfallen, wovon die erstere Reisebücher in specielle Sinne, die zweite Schriften belehrenden und unterhaltenden Charakt umfaßt.

Was wird jeden Reisenden zunächst interessiren? Doch wol d Land, das er eben durchreist. An eigentlichen Reisehandbüchern auch in Deutschland kein Mangel und diese werden daher zunäc wenigstens von dem Plan des Unternehmens ausgeschlossen sein. N lein der gebildete Reisende verlangt gewiß mehr, als derartige „Fü rer" ihm bieten können. Er möchte das Land, das er besucht, näh kennen lernen, über seine Geschichte, seinen Charakter etwas höre Deshalb sollen in unsern Reisebüchern vor allem Schilderungen u Charakteristiken der von den verschiedenen Routen durchschnitten oder berührten Gegenden und Ortschaften Deutschlands, ihrer B völkerungen, Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen geg ben werden. Solche topographisch-ethnographische Schilderungen kön nen, ohne in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen z verfallen, dem Publicum während der Reise in vielen Fällen gleich zeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten oder als Vorbereitun zu einer Reise benutzt werden; und auch nach derselben sollen si als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte Werth behalten. Durc **Karten** und **Pläne** soll, wo es nöthig ist, der Inhalt dieser Reise bücher erläutert werden.

Die zweite Hauptabtheilung der Reise-Bibliothek wird Schriften belehrenden und unterhaltenden Charakters umfassen, also solche, die, ohne specielle „Reisebücher" zu sein, nur im Allgemeinen zur Unter haltung der Reisenden dienen sollen. Diese Schriften werden, nach den verschiedenen Neigungen und Ansprüchen der Reisenden, theils belehrende, theils blos angenehm unterhaltende sein. Dahin ge hören zunächst Novellen und Erzählungen aller Art, selbst ein zelne poetische Werke. Dann aber auch populär-wissenschaftliche, namentlich naturwissenschaftliche, ferner biographische, historische, culturhistorische, criminalgeschichtliche, kriegs- und zeitgeschichtliche Schriften, kurz solche, deren Gegenstände in ethnographischer, sitten geschichtlicher oder psychologischer Hinsicht von Bedeutung sind und mit dem wirklichen Leben, besonders mit dem Leben des Tages, im Zusammenhang stehen. Die Schriften werden in der Regel speciell für die Reise-Bibliothek verfaßt; doch soll die Mittheilung älterer ge diegener Schriften dieses Gebiets nicht ausgeschlossen sein.

Besonders glaubt die Verlagshandlung noch hervorheben zu müssen, daß das deutsche Publicum in beiden Hauptabtheilungen der Reise-Bibliothek wesentlich nur **Originalschriften ausgezeichneter deutscher Schriftsteller** von wirklichem literarischen Werthe zu erwarten hat. Die Aufforderung der Verlagshandlung, sich bei ihrer Reise-Bibliothek durch Beiträge zu betheiligen, ist zu ihrer Freude von einer Reihe der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands sehr beifällig aufgenommen worden. Die am Schlusse dieses Bändchens verzeichneten Namen der Schriftsteller, welche Schriften für die Reise-Bibliothek zugesagt oder dieselben zum Theil schon ausgearbeitet haben, sind dem deutschen Publicum eine Gewähr, daß es Tüchtiges von dem Unternehmen zu erwarten hat.

Die bereits erschienenen oder zunächst rasch hintereinander erscheinenden Bändchen der Reise-Bibliothek sind am Schluß dieses Bändchens verzeichnet.

Neben dem Inhalt ist bei Schriften, die zum Gebrauch auf der Reise bestimmt sind, die **Form**, das Aeußere, von besonderer Wichtigkeit. Die Verlagshandlung hat deshalb bei ihrer Reise-Bibliothek zunächst für ein **handliches Format** Sorge getragen, dann für **deutlichen, die Augen nicht anstrengenden Druck** und für **weißes Papier**; endlich auch dafür, daß die Bücher mit **festem Umschlag** (in gelbem Papier) versehen und **bereits beschnitten** sind. Der **Umfang** wird in der Regel 8—12 Bogen betragen und der **Preis** ist für jedes solches Bändchen auf 10 Silbergroschen festgesetzt.

Für den **Vertrieb** der Reise-Bibliothek sind von der Verlagshandlung die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen oder angebahnt worden: sie hofft, daß die Directionen der Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften ihr sowie den betreffenden Sortimentshandlungen freundlich entgegenkommen werden, damit das Publicum die Reise-Bibliothek gleich auf den Bahnhöfen und an den Hauptstationen kaufen kann, wie dies bereits in andern Ländern stattfindet.

Schließlich macht die Verlagshandlung noch darauf aufmerksam, daß sie sich auch mit der Herausgabe von mehren für das reisende Publicum bestimmten **kartographischen Werken** beschäftigt, namentlich mit **Städteplänen, Eisenbahnkarten** für alle Eisenbahnrouten Deutschlands, **Flußkarten** ꝛc., nebst Angabe der Abfahrtsstunden, Gasthöfe u. s. w., woraus sich zuletzt ein praktischer **Reise-Atlas** für ganz Deutschland gestalten wird. Diese kartographischen Werke werden eine wesentliche Ergänzung der Reise-Bibliothek bilden.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Reiſe-Pitaval.

Auserleſene Criminalgeſchichten,

erzählt

von

Wilibald Alexis.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

33443

Inhalt.

Seite

Vorwort V

1. Dorothea Blankenfeld oder die Mörder als Reisegesellschaft 1

2. Karl Grandissen oder der große Postwagenräuber 22

3. Pietro oder die Leiche auf der Eisenbahn 68

4. James Lind, der royalistische Straßenräuber 156

Vorwort.

Wenn auch die alte Poeſie des Reiſens mit den Schnellpoſten und jetzt erſt gar mit den Eiſenbahnen vorüber iſt, hindert das doch Niemand, ſich ihrer und der alten Zeiten gern zu erinnern, wo die Paſſagiere, in der Fahrpoſt über Wurzelwege rollend, zwiſchen ſchweren eiſenbeſchlagenen Koffern und Kaſten umhergeſchleudert wurden; oder der Zeit unſerer Väter und Vorväter, als ſie durch Hauderer von Station zu Station ſich mühſam fortſchleppen ließen, und da ſchon Nachtquartier machen mußten, wo wir es uns im Waggon erſt recht bequem gemacht haben. Oder gar jener romantiſchen Reiſen unſerer Vorältern zu Pferd oder auf dem Saumroß, die in der Schenke am Wege ſich begegneten, um ſich als Neuigkeit zu erzählen, was jetzt Jeder ſchon vor einer Woche in der Zeitung geleſen hat: in Wildniſſen ſich verirrten, wo wir durch zierliche Dörfer, Villen und Vorſtädte fliegen, faſt bedauernd, daß wir da nicht weilen können, und Abends wol vergebens an einer Herberge um Einlaß pochten, weil man verſpätete Gäſte ſcheel anſah, wo heute der ausſteigende Reiſende von zehn Lohnlakaien und Fiacres gepackt wird und

Jeder ihn in das Hôtel ſeines Herrn führen möchte. Fühlen wir da nicht doppelt die Sicherheit und Bequemlichkeit der Gegenwart, wenn wir uns die Zuſtände von ehemals ins Gedächtniß rufen? Hören wir eine Erzählung davon dann nicht doppelt gern an, im ſüßen Gefühl, daß das überwunden iſt und uns nicht wiederkehren kann? Und hebt ſich die Poeſie dadurch nicht im Werthe? Sie wird zur klingenden Münze auf dem Markte, ein Glück, was ihr ſonſt nicht oft begegnet.

Und ebenſo iſt's mit der Fährlichkeit des Reiſens. Kein Highwayman kann uns auf der Krümmung der einſamen Landſtraße mehr entgegenſprengen: das Pfeifen der Locomotive, wie ſchrill und ohrzerreißend es auch klinge, iſt doch nicht das Pfeifen aus dem Buſche, worauf zwei Kerle vorſpringen, die Pferde am Zügel faſſend, und doppelt ſowie an die Wagenthüren, um uns zum Ausſteigen zu nöthigen oder gar in die Berge zu ſchleppen. Endlich, wo ſind die verdächtigen Herbergen im Walde, wo wir die Thüren aus Angſt verrammeln möchten, und doch mit Bangigkeit ins Bett ſteigen, weil es unter uns im Boden verſinken könnte? Alles das iſt in die Nebel der Vorzeit verſunken; und daß ein eleganter Gauner ſich vielleicht an unſere Seite neſtelt, ein Anſchlag im Bahnhofe vor Taſchendieben warnt, oder ein gewiſſenloſer Schaffner ſich in den Packwagen verſchließen läßt, um mit Dietrich und Feile die Kofferſiſen der Paſſagiere zu öffnen, ſind doch nur ſeltene Ausnahmsfälle und reichen den Reiſeabenteuern unſerer Väter nicht das Waſſer. Sollte es da nicht angenehm ſein, wenn wir uns in den ſchwellenden Kiſſen ſchaukeln, in der bequemen Ecke eingeneſtelt haben und der liebe Gott und die Polizei für uns ſorgen, der Bahnverwaltung und den Conducteuren die Vormundſchaft überlaſſend, an die Zeiten zu denken, wo uns auf jeder Straße ein Buſchkleppe die Piſtole vorhalten durfte, jeder Gaſtwirt

bei dem wir zu nächtigen gezwungen waren, eine verdächtige Person war? Wie er heute unter der scharfen Controle der Polizei steht, konnte er damals unter der noch schärfern einer Räuberbande stehen, deren Mitglied er vielleicht selbst war. Wo haben soviel interessante Criminalfälle sich ereignet als auf der Landstraße, auf Reisen, in Wirthshäusern! Und wir brauchen nicht allzu weit in die Vergangenheit zurückzugreifen: noch neulich reiste auf der Strasburger Eisenbahn unter den lebenden Passagieren die Leiche einer grausam ermordeten Frau: noch in diesem Jahrhundert war der feine, liebenswürdige Gentleman, welchem man fast auf allen Postwagen begegnete, der mit Jedermann so angenehm die Unterhaltung zu führen wußte, ein Dieb und Postwagenräuber aus Profession. Es ist nicht allzu lange her, daß Dorothea Blankenfeld, die schöne, junge Braut — doch weshalb vorauserzählen, was jeder Leser, der dieses Buch lesen will, bequemer und besser darin findet. Es ist eine Zahl von auserlesenen Criminalfällen, nacherzählt aus dem Werke „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis)", in welchen jene alte Zeit sich am lebendigsten widerspiegelt.

1.

Dorothea Blankenfeld

oder

die Mörder als Reiſegeſellſchaft.

Dorothea Blankenfeld, zu Preußiſch-Friedland geboren, von bürgerlichen Aeltern, war ein außerordentlich ſchönes Mädchen und von ebenſo ſanftem, gutmüthigem Charakter als unbeſcholtenen Sitten. Ein Civilbeamter des Napoleon'ſchen Heeres, ein Commissaire ordonnateur, hatte in Preußen ihr Herz gewonnen. Beider Neigung war ernſthaft und eine Verbindung fürs Leben war zwiſchen ihnen beſprochen. Nachdem alle Hinderniſſe beſeitigt waren und der Geliebte im Jahre 1809 in Wien eine einſtweilige Stellung gefunden, ſchrieb er nach Danzig, daß Dorothea zu ihm kommen möge, ſie wollten in der Kaiſerſtadt ihre Verbindung feiern. Die junge Braut, ſie war kaum 21 Jahre alt, trennte ſich von den Ihrigen und reiſte von Danzig im November des Jahres allein, aber voll Vertrauen ihrer Beſtimmung entgegen.

Sie führte, wohlverwahrt, eine für ihre Verhältniſſe nicht unbedeutende Summe als Mitgift bei ſich und gelangte ohne Gefährdung bis Dresden, wo ſie vom dortigen Secretär des franzöſiſchen Commiſſariats, Herrn Gentil, mit franzöſiſcher Artigkeit als künftige Gattin eines Collegen empfangen, im

Hôtel de Bavière einlogirt wurde. Derselbe bemühte sich, ihr eine schickliche und bei dem Kriegszustande möglichst sichere Gelegenheit zum Weiterreisen nach Wien zu verschaffen.

Diese Gelegenheit fand sich bald. Bei Herrn Gentil meldeten sich, empfohlen vom französischen Platzcommandanten, zwei französische Armeepostillone, der eine ein Italiener, Antonini, der andere ein Deutscher, Namens Schulz, welche einen Reisepaß nach der Armee verlangten. Der Secretär theilte diese Nachricht Dorotheen als eine sehr erfreuliche mit, da sie mit den beiden Militärpersonen nicht allein auf die sicherste, sondern auch auf die wohlfeilste Weise zu ihrem Ziele gelange. Sie nahm dankbar das Gebieten an; ihr Name ward vom Secretär in die feuille de route mit eingetragen und nach einem viertägigen Aufenthalte in Dresden reisten die Braut und beide Postillone mit requirirtem Vorspann ab.

Dorothea Blankenfeld hat Wien nicht erreicht, ihr Bräutigam hat sie nicht wiedergesehen, und mit der Abfahrt aus dem Thore von Dresden müßten auch wir von der kaum gemachten Bekanntschaft Abschied nehmen, wenn nicht noch einzelne Züge, die von dem unbefangenen und liebenswürdigen Gemüthe dieses unglücklichen Opfers sprechen, aus den Berichten ihrer Mörder über ihre letzten Tage zum Vorschein kämen.

Mit harmloser Heiterkeit, nur beunruhigt von Dem, was man ihr von den Gräueln des Kriegs vorerzählte, reiste sie mit hochpochendem Herzen ihrem Glücke entgegen. Abends um 4 Uhr, am 26. Nov., hielten vor dem Posthause von Meitingen, zwei Stunden vor Augsburg, zwei französische Armeepostillone in Gesellschaft eines jungen, schönen Frauenzimmers an. Mit Vorspann angelangt, konnten oder wollten sie nicht weiter in die Novembernacht fahren und wurden im Posthause selbst einquartiert. Sie erhielten im obern Stockwerk zwei aneinanderstoßende Zimmer, das eine für das

Frauenzimmer, das andere für die beiden Postillone, von denen der eine, wie sich bald ergab, ein verkleidetes Weib, die Frau des andern Postillons, Namens Antonini, war. Auch fand sich ein Knabe von etwa 15 Jahren bald nach ihrer Ankunft zu der Gesellschaft, der anscheinend als Pferdejunge ihnen diente, sich aber bis auf den andern Morgen nicht weiter im Hause sehen ließ.

An verkleidete Frauen war man bei den französischen Transportzügen gewöhnt. Die Sache fiel nicht auf. Zwar hörte in der Nacht zwischen 3 und 4 Uhr der Posterpeditor und auch ein Postknecht ein durchdringendes Jammergeschrei; Jener sprang auf und horchte an seiner Thür. Da es aber still darauf blieb, legte er sich wieder schlafen. Bald darauf kam der Knabe heulend die Treppe herabgestürzt und hielt sich die Hand vors Gesicht. Er klagte den Postknechten, daß ihn sein Herr geschlagen habe. Dieser kam selbst, etwa um 6 Uhr, mit einem brennenden Lichte herab und foderte, man solle oben stark einheizen, weil es kalt sei. Seine Hand war roth; der Postknecht meinte, er werde wol dem Jungen die Nase blutig geschlagen haben. Obwol die Einquartierten schon Morgens um 5 Uhr aufbrechen wollen, verzögerte sich ihre Abfahrt doch bis 9 Uhr. Da bemerkte der Posterpeditor, der am Fenster ihrem Einpacken zusah, daß der Herr und der Knabe ein seltsam gestaltetes Bündel schleppten. „Sieht es doch aus", meinte er, „als trügen sie in dem Pack einen todten Hund oder den Leichnam eines Menschen."

Auch da noch fühlte man sich nicht zum Verdachte angeregt. Aber als jetzt des Posterpeditors Sohn bemerkte, daß nur der eine Postillon, der Knabe und das gestern als Mann verkleidete Weib, und zwar heute, sonderbarerweise, in Frauenkleidung eingestiegen sei, aber nicht das schöne Frauenzimmer, bemächtigte sich der Anwesenden Bestürzung. Während der

Wagen schon fortrollte, eilten sie in die verlassenen Zimmer hinauf und was sich hier auf den ersten Blick dem Auge zeigte, war genug, um Grauen zu erregen. Blutflecken am Fußboden, Blutflecken an der Wand des Bettes, in welchem das schöne Frauenzimmer gelegen, und das Bette selbst, als sie es aufschlugen, in Blut eingetaucht und in der Unordnung, welche durch einen vorangegangenen, gewaltsamen Mord verursacht wird. Augenblicklich macht man dem Patrimonialgerichte Anzeige: es werden berittene Gerichtsdiener dem Wagen, der höchstens 400 Schritte voraus sein konnte, nachgeschickt. Dennoch sind die Fliehenden so schnell gefahren, daß sie erst im Augenblick angehalten werden, als sie in Augsburg einfahren wollen. Unterm Göggінger Thore werden sie verhaftet und der Wagen wird durchsucht. Mit einem blauen Mantel ist das verdächtige Pack umwickelt und jetzt hinten aufgepackt. Bei seiner Oeffnung findet sich der mit Wunden bedeckte Leichnam eines Frauenzimmers.

Die drei Verhafteten leugneten weder unterm Thore noch später vor Gericht, daß dies der Leichnam eines jungen Mädchens sei, die mit ihnen von Dresden bis Meitingen gereist und deren Name Dorothea Blankenfeld sei. Auch bekannte der Knabe sogleich beim Anblick des blutigen Körpers, daß sie von ihm und dem Armeepostillon Antonini, der sein Schwager wäre, erschlagen worden. Dieser aber sowol als seine Frau leugneten jede Theilnahme, und ihre übereinstimmende Aussage ging dahin: der Knabe, ein tückischer Bube, habe gegen das arme Frauenzimmer einen großen Haß gehabt und allein aus Haß habe er sie ermordet. Ein solcher Böswicht sei er, so jung er wäre, daß er seinen eigenen Vater geschlagen und einmal seine Schwester, Antonini's Frau, erstechen wollen. Um deshalb hätten sie ihn aus Berlin, wo er her sei, und aus des Vaters Hause fortgenommen, um ihn auf bessere Wege

zu bringen. Blos um ihn zu schonen, da er noch so jung wäre, hätten sie die That zu verheimlichen gesucht.

Bei der Leichenschau fand man neun Wunden allein am Kopfe, dem Anschein nach mit einem stumpfen Werkzeuge geschlagen. Das Schlüsselbein von der rechten Achsel war zerbrochen und die Hirnschale hatte einen großen Sprung. Jedoch glaubte der Arzt, daß die Ermordete nicht sogleich an den Wunden gestorben, sondern ihr Tod durch eine fortgesetzte gewaltsame Behandlung nur beschleunigt worden sei.

Bei der Criminaluntersuchung blieben der Mann und das Weib bei hartnäckigem Leugnen und schoben wiederholentlich Beide alle Schuld auf den Knaben. Erst nach 19 weitläufigen Verhören ward Therese Antonini, geborene Marschall, durch die Confrontation mit ihrem reumüthigen Bruder zum Geständniß gebracht. Weit später erst auf dieselbe Weise der halsstarrige und verschmitzte Ehemann, der aus einer Lüge sich in die andere stürzte, und selbst in seinen Scheinbekenntnissen noch die Richter zu hintergehen suchte. Die volle Wahrheit ist nur in Bezug auf sein letztes Verbrechen zutage gekommen und wo seine eigene Aussage durch vernommene Zeugen controlirt werden konnte; über seine frühern Lebensverhältnisse hat sich wenig mehr ermitteln lassen, und es ist der Vermuthung freier Spielraum gegeben, daß die Nemesis, welche ihn für das eine in Deutschland verübte Verbrechen ereilte, zugleich an einem ruchlosen Bösewicht für viele in andern fernen Ländern begangene Missethaten das Rächeramt übte.

Joseph Antonini war, wie schon sein Name andeutet, ein Italiener, aus Messina in Sicilien, wo seine Aeltern Tuchmacher gewesen waren. Er selbst wäre, gab er an, Perückenmacher gewesen. Seine erste Lebensgeschichte klingt romanhaft. Elf oder zwölf Jahre alt habe er eine Seereise nach Neapel gemacht, um dort dem Feste der heiligen Grotte

beizuwohnen. Aber unterwegs habe ein algierischer Korsar das Schiff genommen und alle Personen darauf nach Alexandrien gebracht, um sie als Sklaven zu verkaufen. Glücklicherweise hätte indessen ein französisches Kriegsschiff den Piraten noch beim Eintritt in die Rhede von Alexandrien genommen und ihn wie die Andern befreit. Dann sei er in Griechenland ausgeschifft worden.

Was sein weiteres Leben betrifft, so waren nur bruchstückartige Bekenntnisse von ihm herauszubringen, die indeß zeigen, wie bunt, regellos und zerrissen dieses Leben war. Wir finden ihn als Tambour bei dem französischen Bataillon der Corsen, als Lohnlakaien, Marketender und zuletzt als französischen Armeepostillon.

Der Sicilianer, der die Schule der Roheit und des Lasters in Italien, Frankreich und Griechenland durchgemacht, mußte zwei mal nach Berlin kommen, um beide male dort sogleich als verdächtig verhaftet zu werden. Das erste mal geschah es 1806 oder 1807 auf Befehl der französischen Behörde wegen dringenden Diebstahlverdachts. Er ward nach Mainz abgeführt. Aber schon im October 1809 ist er wieder in der preußischen Hauptstadt, mit seiner Frau, einer geborenen Berlinerin. Da entdeckt die Polizei, daß beide schon verdächtige Menschen Sachen in ihrem Besitze haben, über den rechtmäßigen Erwerb sie sich nicht ausweisen können. Beide wurden verhaftet, mußten aber aus Mangel an Beweisen wieder sie schon nach acht Tagen entlassen werden; leider! denn wenige Wochen nach ihrer Freilassung benutzten sie dieselbe zu dem gräßlichen Mordplan, der allein unter ihren Verbrechen zur Kenntniß der Gerichte gekommen ist.

Dem untersuchenden Gerichte in Augsburg war kein Zweifel darüber, daß es mit einem verstockten Bösewichte zu thun hatte, der hier nicht zum ersten male wegen schwerer Verb

chen in Haft und Untersuchung war. Einzelne Thatsachen be-
stärkten diese Vermuthung: Wenn er und sein Weib in Streit
geriethen, schalt sie ihn Dieb und Mordbrenner! Der reiz-
bare Sicilianer nahm es ruhig hin. Seinen Mitgefangenen
bekannte er, schon einmal 300 Louisdor und brillantene Ringe
entwendet zu haben. Zu Erfurt sei er aus dem Gefängniß
gebrochen und habe auch andere Mitgefangene befreit. Sein
ganzes Benehmen während der Gefangenschaft und in den
Verhören zeigte von grenzenloser Tücke, sittlicher Verwilderung
und äußerster Verschmitztheit. Bald betrug er sich unbändig
und kehrte seine Verworfenheit von der rohesten Seite her-
aus, bald zeigte er sich kriechend geschmeidig, um seine Zwecke
zu erreichen. Er wandte Gewalt und Bestechung an, um aus
dem Kerker herauszuschleichen, nur um sich einige Kenntniß
zu verschaffen, wie es mit der Untersuchung stehe. Er stiftete
wie der erfahrenste Zuchthausbewohner Complote an, wußte
seiner Frau Briefe zu schreiben, worin er sie zum Leugnen
aufforderte und instruirte, und machte endlich Versuche, sich
selbst zu entleiben. Es kam indessen nicht auf Ermittelung
dieser frühern, zum Theil im Auslande, zum Theil während
des Kriegs begangenen Verbrechen an, um das Schwert der
Gerechtigkeit gegen ihn zu erheben.

In Berlin hatte er eine seiner würdige Gattin gefunden.
Therese Marschall war die Tochter eines armen Fabrikarbei-
ters daselbst, Namens Johann Christian Marschall, der aber
im Rufe eines sehr rechtschaffenen Mannes stand. Therese war,
nach der Schilderung ihrer eigenen Aeltern, von Jugend auf
ein wildes, halsstarriges, bösartiges und liederliches Geschöpf.
Nichts vermochte, weder Ermahnungen, Züchtigungen noch
Einsperren, ihren starren Willen zu brechen, noch ihre Sitten
zu bessern. Sie war gegen ihre Herrschaften ebenso aufsässig
als gegen ihre Aeltern. Im Jahre 1806 hatte sie Antonini

in Berlin kennen gelernt und bald darauf in Küstrin geheirathet. Was sie von da bis 1809 getrieben und wo sie sich aufgehalten, ist, trotz der Bemühungen des untersuchenden Richters, in völligem Dunkel geblieben. Im October dieses Jahres kamen beide Ehegatten, angeblich um ihre Aeltern zu besuchen, nach Berlin, und nur der Umstand, daß sie wegen Verkaufs gestohlener Sachen verhaftet wurden, läßt auf ihre vorangehende Beschäftigung schließen.

Sie fanden ihre Rechnung nicht in Berlin. Antonini wollte mit seinem Weibe nach seiner Heimat Sicilien zurückkehren. Dagegen hatten die Aeltern nichts einzuwenden, waren vielmehr froh, solche Kinder auf diese Art loszuwerden. Aber der alte Marschall hatte noch einen jüngern Sohn, Karl, von 14 Jahren, ein Knabe nach allen Zeugnissen von gutmüthigem und dem allerfolgsamsten Charakter, der sich stets zu Allem bereitwillig zeigte, was ihm aufgetragen wurde. Diesem machten Schwester und Schwager den Vorschlag, sie nach Italien zu begleiten; er solle unterwegs das Pferd besorgen. Sie stellten ihm die Reise so lockend vor, daß die Lust des Jungen über alle Gegenvorstellungen siegte, welche der Vater ihm machte: und Karl ward wider der Aeltern Willen und, wie der alte Marschall sich ausdrückte, fast mit Gewalt von den Beiden mitgenommen. Als der Vater von dem Verbrechen durch die Gerichte erfuhr, richtete er ein wehmüthiges Schreiben an das Stadtgericht von Augsburg, worin er bat, dem armen verführten Knaben doch das Leben zu schenken. Der Tochter erwähnte der Vater mit keiner Silbe.

Antonini und seine Frau besaßen, als sie aus Berlin fortgingen, nur ein paar Thaler. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er die große Reise von Brandenburg nach Sicilien, wenn es wirklich Antonini's Wille war, dahin zu gehen, mit der Absicht unternahm, unterwegs die Gelegenheit auszubeu-

ten. Zu der Reise bedurfte er noch anderer Mittel als seines Vorspannpasses, und es wäre mehr als unwahrscheinlich, daß er sich noch die Last der Unterhaltung eines Knaben, der ihm durch seine Dienste wenig nutzen konnte, auferlegt haben sollte, wenn er nicht andere stille Zwecke damit verband. Der schlaue Verbrecher wollte Jemand mit sich führen, auf den er im Fall der Entdeckung seine Verbrechen wälzen konnte. Der unerfahrene dienstwillige Knabe ließ sich zu Allem gebrauchen; der verschmitzte Sicilianer konnte ihn, wenn es noththat, zum Blitzableiter und Sündenbock machen. Wahrscheinlich war es anfangs nur auf kleine Diebstähle in den Quartieren und unterwegs abgesehen. Diese konnte man auf leichte Weise in die Taschen und das Gepäck des Knaben prakticiren; kam es heraus, so wurde er von dem Ehepaare desavouirt und schlimmstenfalls zurückgelassen. Daß dieser teuflische Plan aber schon vor der Mordthat zwischen der unnatürlichen Schwester und ihrem Gatten fest verabredet gewesen ist, beweist ihre übereinstimmende Aussage sogleich nach der Entdeckung, und daß sie bei derselben noch während der Verhöre beharrten. In der kurzen Zwischenzeit, vom Morde bis zur Verhaftung und in Gegenwart des Knaben, der mit ihnen im Wagen saß, konnten sie diesen Plan nicht mit der Bestimmtheit entworfen haben. Es ist ein neues, in dieser Art vielleicht einziges Verbrechen, ausgegangen aus der tiefsten moralischen Verderbtheit. Zwei Gatten reisen auf Verbrechen aus, und ehe sie noch vielleicht eine bestimmte That im Auge haben, erwählen und präpariren sie sich einen Dritten, auf dessen Schultern sie die zu begehende Sünde wälzen und ihn, statt ihrer, verderben können, und dieser Dritte ist ein harmloser Knabe, der leibliche Bruder der weiblichen Verbrecherin!

In Dresden ward den Bösewichtern ihr Opfer durch die Behörden selbst zugeführt. Daß das junge Mädchen wol ein

Gegenstand, werth einer kühnen That, sei, verriethen den erfahrenen Verbrechern: ihre feine modische Kleidung, ihre nicht gemeinen Bekanntschaften in Dresden, ihr schwerer Koffer, aus dem während der Reise schöne Kleider und feine Wäsche zum Vorschein kamen. Daß Dorothea Blankenfeld auch ihre Mitgift, gegen 2000 Thaler in Geld, in ihr Corsett genäht, auf dem Leibe trug, erfuhren die Bösewichter freilich erst später.

Mit großem Vorbedacht wurde die Reise unternommen. Der Militärpaß lautete auf Sieur Antoine, Sieur Schulz und Demoiselle Blankenfeld. Statt dieses Sieur Schulz, unter dem der Knabe Karl versteckt sein mochte, wurde Therese Antonini eingeschwärzt, die Mannskleider anlegte. Karl schlich sich als Bedienter der Reisegesellschaft mit durch. Ob diese Verkleidung schon mit der Absicht vorgenommen wurde, wenn man die Blankenfeld bei Seite geschafft, Therese Antonini dann zu substituiren und dann den Bedienten Karl wieder zum Postillon Schulz zu erheben, ist nur zu vermuthen.

Schon auf den nächsten Stationen hinter Dresden machte Antonini sein Weib mit dem Plane, die Blankenfeld zu berauben, und da es sich nicht gut, ohne sie umzubringen, thun lasse, auch damit bekannt. Therese hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden. Sie fand den Plan gut und zweckmäßig. Desgleichen theilten sie den nun gefaßten Vorsatz dem Knaben mit. Ohne sich weiter auf Gründe und Ueberredungskünste oder Versprechungen einzulassen, erklärten sie ihm: „Die Blankenfeld solle und müsse umgebracht werden", und Karl fand ebenso wenig etwas dagegen einzuwenden. Gehorsam und willig, erklärte er sich vielmehr zu jedem Dienste bereit.

Alles war festgesetzt, im voraus bestimmt und berechnet. Die schöne, harmlose, freundliche Reisegefährtin, die glückliche Braut sollte ohne Erbarmen umgebracht werden. Keine Spur von aufsteigenden Gewissenszweifeln, von Reue, Mitleid. Wenn

sie ihr in den Wagen halfen, sahen und fühlten sie nur die künftige Leiche, deren Beseitigung allein ihre Gedanken beschäftigte. So war nur das Wo? Wie? und Wann? noch unbestimmt. Sie warteten auf eine günstige Gelegenheit. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, Todesarten zu erfinden, die keine Spuren hinterließen, und den rechten Augenblick und rechten Ort zu erspähen, wo die That in möglichster Verborgenheit geschehen könnte. Jeder suchte den Andern an Eifer, Thätigkeit und Scharfsinn zu überbieten. Es war die vollkommenste Einigkeit unter der ruchlosen Gesellschaft wie zu einem großen, edeln Zwecke.

Aber lange Zeit schwebte ein freundlicher Engel über dem Schicksal des armen Mädchens, die von dieser Gefahr auch nicht die geringste Ahnung hatte und sich noch immer über den gefundenen Schutz unter so wackerer Gesellschaft gegen die Gefahren der Reise glücklich pries. Die ganze Reise war nur ein fortgesetzter, auf die mannichfaltigste Weise veranstalteter, aber immer vereitelter Mordversuch. Keine Nacht legte sie sich nieder, wo nicht ein Messer, eine Art an einem Haare über ihrem Haupte schwebte. Nicht das Lächeln der Unschuld, kein Aufruf im Traume hielt den Mörderarm zurück. Gegen Eindrücke der Art waren die Nerven dieser Kannibalen gestählt. Es war irgendein Etwas, was nicht zu ihrem Plane paßte, was die Weiterreise erschweren, die Entdeckung herbeiführen konnte.

Man sollte auf den ersten Blick meinen, die Mordthat hätte sich am leichtesten und ungesehen in einem der vielen Wälder, die sie zu passiren hatten, auf den öden Straßen, im grauen Novemberwetter vollbringen und dann verbergen lassen. Der Todesschrei verhallt, ein lebloser Körper ist leicht wegzuschaffen; unter den Spuren des Kriegs verschwindet auch leicht die einer einzelnen Mordthat. Die Nachforschungen der

Behörden sind in solchen Kriegszuständen von selbst gehemmt. Aber vermuthlich hinderte sie die Gegenwart des Fuhrmanns, der freilich von Station zu Station wechselt, aber nicht so leicht zu entfernen oder blind zu machen ist. Um deshalb wurde immer das Nachtquartier zur Ausführung gewählt.

Im Erzgebirge hatte sich keine Gelegenheit gefunden. In der Stadt Hof verfiel Antonini auf den Gedanken, die Blankenfeld, wenn sie schliefe, durch Kohlendampf zu ersticken. Therese fand zuerst den Gedanken gut; nachher fand sie das Mittel unsicher und wegen dieser und jener Rücksicht bedenklich. Der Versuch unterblieb. In Hof wurde Dorotheen noch das Leben geschenkt.

Das romantisch in einer Schlucht des Fichtelgebirges gelegene Berneck, wahrscheinlich das nächstfolgende Nachtquartier, schien zur That besonders lockend. Am Fuße eines mit Wald bedeckten Berges liegt das Wirthshaus abgelegen und einsam. Man konnte den Leichnam noch in der Nacht auf den Berg hinauftragen und dort verscharren oder verstecken. Unglücklicherweise für die Mörder war aber heute Therese nicht als Postillon, sondern als Frauenzimmer eingetroffen, die Wirthsleute hatten also zwei Frauenzimmer gesehen, und Thereſens Scharfblick erkannte, daß, wenn morgen nur eine abreise, das Verdacht erregen müsse.

In Baireuth, am folgenden Abende, kam Antonini auf seinen Vorschlag von Hof zurück, die Blankenfeld zu ersticken. Er wollte in den Ofen Löcher stoßen und dann mit nassem Stroh heizen. Aber Therese schüttelte den Kopf. Der Dampf von brennendem Stroh ersticke nicht sogleich. Die Schlafende könnte von dem unangenehmen Rauch husten, erweckt werden, dann aus dem Bette springen und das Fenster öffnen. Es wäre dann wieder nichts und vielleicht noch schlimmer; denn Dorothea konnte ja Argwohn schöpfen. Nun wollte man

sie todtschlagen. Karl sollte sich nach einer tüchtigen Keule umsehen und Wasser zum Auswaschen des Bluts im voraus herbeischaffen. Auch dieser Plan scheiterte an äußern, nicht zu beseitigenden Hindernissen.

Die Bösewichter waren zur Ueberzeugung gekommen, daß die Ausführung denn doch nicht so leicht sei, als sie sich vorgestellt. Geschehen sollte und mußte es, wenn es sich der Mühe lohnte; aber sie wollten auch darin als sichere Leute zuwerke gehen und nicht um einen Bettel ihr Leben wagen. Sie wollten vorher eine Untersuchung darüber anstellen, ob es sich lohne. Im nächsten Nachtquartier (zwischen Baireuth und Nürnberg) hatte sich die Blankenfeld Glühwein machen lassen. Antonini goß unbemerkt etwas Opium hinein. Als sie zu Bett gegangen und in tiefem Schlaf versunken lag, zog man ihr den Schlüssel zu ihrem Koffer, den sie immer unter dem Kopfkissen verwahrte, geschickt hervor und durchsuchte den Koffer. Geld fanden sie zwar nicht, aber die feinste Wäsche, schöne Manns- und Frauenkleider und einige Pretiosen. Antonini erklärte darauf mit entschiedener Miene: „Allerdings verlohnt es sich der Mühe, sie umzubringen.“ Hierauf packte und schloß man Alles wieder sorgfältig zu, ohne irgendetwas zu nehmen, da das Ganze ja schon der Gesellschaft gehörte, stellte den Koffer, wie er gestanden, und legte den Schlüssel behutsam unter das Kopfkissen zurück. Zum Morde schritt man nicht. Der heutige Termin war nur zur Untersuchung bestimmt, ob es sich der Mühe, zu morden, verlohnte.

In Nürnberg, der nächsten Station, waren die Umstände wieder sehr lockend. Der Leichnam konnte mit einem Wurfe in den Wellen der Pegnitz oder einem der Kanäle versenkt werden. Man war dann aller Sorge los. Leider stand aber eine Schildwacht dem Wirthshause, wo sie einquartiert waren, gerade gegenüber. Der Knabe Karl war, unter so geschicktem

und unausgesetztem Unterricht, zu selbstthätigem Wirken her. angebildet. Er gehorchte nicht mehr allein, er machte selbst Vorschläge. Da die Blankenfeld denn nun durchaus ermordet werden mußte, fragte er, ob man nicht Glas stoßen und es ihr in die Suppe mischen könne? So könne der Mord ganz in der Stille abgethan werden. Antonini aber wußte, daß Glas nicht tödte, indem er selbst früher mehrmals zum Zeitvertreib Glas mit den Zähnen kleingebissen und verschluckt hatte, ohne böse Wirkung davon zu spüren. Auch in Nürnberg sollte die Blankenfeld noch nicht sterben.

Endlich war Alles wohlgeordnet und vorbereitet in dem Fabrikstädtchen Roth, dem nächsten Nachtquartier. Therese, die überall umherschlich nach Mitteln und Wegen, fand auf dem Boden eine Hacke mit drei eisernen Spitzen. „Die ist zum Todtschlagen gut." Man darf sich wundern, daß so resolute Mörder in jedem Wirthshause zuerst nach dem Instrumente suchen mußten, und sich nicht längst mit einem solchen, was, um ein schlafendes, schwaches Weib zu erschlagen, doch nicht so schwer aufzutreiben sein konnte, versehen hatten. Karl, der sein Probestück verrichten sollte, mußte die Hacke verstohlen in das Zimmer tragen und hinter dem Ofen verstecken. Die Schwester gab hierauf dem Bruder Unterricht, wie man einen schlafenden Menschen umbringt. Sie empfahl ihm ja an, mit dem breiten Ende zuzuschlagen. Man hatte die Blankenfeld abermals durch einen Schlaftrunk in den festesten Schlaf gelullt, und die beiden Schwäger gingen nur noch aus, um in der Nähe einen Versteck für den Leichnam zu ermitteln. Auch der fand sich und sogar doppelt; Karl hatte im nahen Felde ein passendes Loch entdeckt, Antonini ein Wasser, was tief genug schien, aufgefunden. Aber als sie zurückkehrten, war ihre Arbeit wieder umsonst gewesen. Zur Nacht waren so viele Fuhrleute im Wirthshause eingetroffen, daß es ganz

unrathsam wurde, vor so vielen Augen und Ohren an die Ausführung zu gehen.

Noch übernachteten sie in zwei folgenden Stationen, wahrscheinlich zu Weißenburg und Donauwörth, ohne daß die Gelegenheit günstiger wurde. Dafür drängte die Zeit immer mehr zu rascher Ausführung; denn schon in Augsburg mußten sich die Postillone von der Blankenfeld trennen. Also war die letzte Station davor auch der letzte Ort, wo es geschehen oder ganz unterbleiben mußte. Noch, als warte er auf einen äußern Wink, der ihn zu der durch den Aufschub immer gefährlichern That dränge, wollte er sich zum zweiten male überzeugen, ob sie es denn werth sei, soviel aufs Spiel zu setzen. Kleider und Pretiosen haben nur relativen Werth. Er wollte erfahren, ob sie Geld, baares Geld bei sich führe. Er gebrauchte eine List, die nur zu glücklich anschlug. Auf der vorletzten Station brachte er schreckliche Nachrichten aus der Wirthsstube herauf. Der tiroler Aufstand war in voller Blüte und sie näherten sich den insurgirten Districten. Er erzählte, wie die grimmigen tiroler Bauern und Wildschützen weit über ihre Berge hinausstreiften; schon schwärmten sie in Schwaben und Baiern, da würde geraubt, gemetzelt und gebrannt und nichts sei ihnen heilig, wenn es nur Geld gäbe. Seine Bilder von der Grausamkeit der Tiroler ängstigten die Phantasie des arglosen, und wie es scheint mit den Weltverhältnissen wenig vertrauten Mädchens dermaßen, daß sie von Schrecken überwältigt alle Besonnenheit verlor und auf ihre Brust deutend rief: „Ach Gott, ich will ihnen ja Alles dies gern geben, wenn sie mir nur das Leben lassen!“ Sie hatte sich selbst ihr Todesurtheil gesprochen. Nunmehr mit dem festen Vorsatze, auf jede Gefahr den Mord, der so reiche Beute versprach, zu begehen, kamen die Böswichter auf der letzten Station in dem Orte Meitingen an.

Es war vom Anbeginn beschlossen, Karl solle den Mordstreich führen. So erfahrene Verbrecher als Antonini und sein Weib konnten zwar nicht dem Gedanken Raum geben, daß sie um deshalb, wenn es herauskäme, von aller Strafe verschont blieben, aber sie rechneten darauf, daß die schwerste Strafe ihn treffen müsse, die doch, seiner Jugend wegen, ihm nicht an Hals und Kragen gehen dürfe. Zugleich verwickelten sie ihn so tief in das Verbrechen, daß auch bei der Schwäche seines Charakters kein Ausplaudern von seiner Seite zu besorgen war. Vor dieser entscheidenden Nacht wurden daher alle Ueberredungskünste angewandt, sein Gemüth zu verhärten und ihn zur Ausdauer stark zu machen. Es war unnöthige Mühe. Das erscheint moralisch als das Scheußlichste bei diesem Verbrechen, wie die Ruchlosen das ursprünglich gute Gemüth eines Knaben dermaßen in kurzer Zeit zu fesseln und sich unterthänig zu machen wußten, daß auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufstieg, daß er etwas Unrechtes thue. Im Gegentheil scheint er von Unruhe oder Lust entbrannt gewesen zu sein, wie, um etwas zu thun, wodurch er seine Männlichkeit, seinen Muth und Geschicklichkeit den Verwandten beweise. An Entdeckung und Strafe dachte er so wenig, als ihn ein mitleidiges Gefühl für das arme Mädchen beschlich, die ihm auf der ganzen Reise freundlich begegnet war. Ein einzige Bedenklichkeit äußerte er: daß er zur That wol noch von Körper zu schwach sein könne. Aber der Schwager versicherte ihm Beistand, wenn er nur erst angefangen; doch müsse er den ersten Streich thun. Die Schwester versprach ihm, wenn die That gelungen, solle er alle Kleider ihres Mannes zum Lohn erhalten.

Diesmal war das erwählte Mordwerkzeug eine vier Pfund schwere, große Mangrolle, die Karl irgendwo im Hause ausgekundschaftet und im Zimmer der Eheleute versteckt hatte

Darauf schickte man ihn fort, ein Loch in einen Misthaufen zu graben, wo man die Leiche unterbringen könne. Dies gelang nicht. Antonini kaufte heimlich Kerzen, um die ganze Nacht durch Licht zu haben, und schaffte Branntwein an, um die Blankenfeld zu berauschen. Letzteres gelang so wohl (wahrscheinlich wieder durch einen Zusatz von Opium), daß die Unglückliche wirklich im Zustande des schweren Rausches um 8 Uhr sich in ihr Bette legte. Die Thür zwischen beiden Zimmern blieb offen. Nun wurde von unten warmes Wasser heraufgeholt, angeblich zu einem Fußbade, in Wirklichkeit, um das Blut aufzuwaschen. Diese Vorsicht war von den Verbrechern an jedem Abende, seit der Entschluß in ihnen reif war, beobachtet worden. Die äußere Thür wurde versperrt, indem man ein Stück Holz der Schloßklinke unterlegte.

Um Mitternacht berichtete Karl, der sich in das Zimmer der Blankenfeld geschlichen, daß sie zwar fest schliefe, aber die Stellung sei ungünstig zum Morde. Sie liege auf dem Gesichte und der Wand zugekehrt. Zuerst wollte man abwarten, bis sie sich im Schlaf umdrehe. Aber der Sicilianer kam plötzlich auf den Einfall, es sei vielleicht besser, statt ihren Kopf zu zerschmettern, sie durch geschmolzenes Zinn zu tödten. Der Einfall fand im Rathe der Drei Beistimmung; nur schlug Karl vor, das Zinn ihr in die Augen, Antonini war aber dafür, es in die Ohren zu gießen. Man zerschnitt einen zinnernen Löffel und ließ die Stücke in einem blechernen Löffel über dem Lichte schmelzen. Aber ein Tropfen davon fiel auf das Bett. Die Leinwand ward von dem Tropfen nicht verzehrt, nur braun. Also gewann man die Ueberzeugung, daß geschmolzenes Zinn zu schnell abkühle, um den Tod bereiten zu können, und mußte diesen Plan wieder aufgeben.

Abermals verschob man, diesmal aber nur um vier Stunden, die Ausführung. Um 4 Uhr Morgens brachte Karl die

Nachricht, daß die Blankenfeld jetzt auf dem Rücken liege, den Kopf nach vorwärts gewendet. „Jetzt ist es höchste Zeit", sprach Antonini, und führte den Knaben, welcher die Mangrolle trug, an das Bett. Er foderte ihn auf, zuzuschlagen. Karl hebt die schwere Keule, aber zum ersten male zittert er, zaudert und zieht sie ängstlich wieder zurück. Antonini zischelt ihm ein Schimpfwort ins Ohr. Der Knabe hebt das Mordwerkzeug noch einmal, Antonini faßt nun seine beiden Hände und hebt sie in gehörige Höhe in gerader Richtung über den Kopf. Der Schlag fällt auf die Stirn der Schlafenden. „Jesus, mein Kopf!" ruft sie erwachend und richtet sich im Bette auf. Da packt sie Antonini bei der Brust, das Weib springt hinzu und hält sie an den Füßen fest. Dorothea fängt nun an leise zu wimmern und zu flehen. In gebrochenen Lauten bietet sie ihren Mördern Alles an, was sie hat, sie möchten nur ihr junges Leben schonen. Endlich regt sich im Knaben, aber nur in ihm, das Mitleid. Vor Angst und Entsetzen wirft er die Keule von sich und stürzt nach der Thür, um zu entfliehen. Aber Antonini's Weib eilt ihm nach, reißt ihn in die Stube zurück, nimmt die Keule auf und bringt sie ihm wieder in die Hand. Er soll das Werk vollbringen.

Karl gehorcht. Diesmal führt er den Schlag allein. Zwar trifft er den Kopf des Mädchens, aber im Niederfallen zugleich die Stirn seines Schwagers. Entsetzt wirft er zum zweiten male die Keule fort und rennt davon. Antonini läßt im Schmerz von dem empfangenen Schlage das Mädchen los. Diese rafft sich schnell auf, springt aus dem Bette und stürzt nach der äußern Stube der Thür zu. Da ergreift Antonini selbst die Holzkeule, springt ihr nach, versetzt ihr einen Schlag um den andern auf den Kopf, bis sie zu Boden stürzt, und auch da hat er ihr wahrscheinlich noch einige Streiche gegeben.

Während sie unter ihm röchelte, reißt er ihr die Kleider

und das verhängnißvolle Corset vom Leibe. Sie ringt noch mit dem Tode, aber schon hat er sie auf die Schultern geladen und will sie auf den Hof tragen, um sie unter einem Misthaufen zu verscharren. Doch die Last ist ihm zu schwer. Auch widerrieth es sein Weib. Beide schleppten die Blankenfeld wieder in ihre Stube. Die Unglückliche hatte aber noch immer nicht geendet. Sie fing wieder an zu röcheln. Das Weib ruft aus: „Wird das Luder uns wieder lebendig!" Da trat Antonini auf den Körper der Sterbenden und trampelte darauf so lange umher, bis sie den letzten Seufzer ausstieß. Auch das ist den vorsichtigen Mördern noch nicht genug. Ehe sie den Leichnam in einen Sack stecken und eine Bettdecke darumwickeln, schnüren sie ihr auch noch den Hals mit einem Stricke zu. Unterdessen war Therese unausgesetzt beschäftigt, das Blut aufzuwischen und die Spuren wegzureiben und zu scheuern, so weit es sich thun ließ. Auch die Mangrolle wurde abgewaschen und das Bett, wenigstens äußerlich, in Ordnung gebracht. Als dies fertig war, legte sie die Mannskleider ab und warf sich in die Kleider, welche die Blankenfeld gestern getragen hatte.

Dies die vollständige Erzählung des Verbrechens, wie sie aus dem Munde des Karl Marschall allmälig, aber freiwillig hervorkam. Sie stimmt in allem Wesentlichen mit den bruchstückartigen Aussagen der beiden andern Verbrecher überein, die erst nach einer langwierigen Untersuchung denselben erpreßt wurden, und in ihr selbst ist nichts enthalten, was ihrer Glaubwürdigkeit widerspräche. Sie, Mann und Frau, räumten endlich ihre Schuld insoweit ein, daß infolge dieses Bekenntnisses auf den Tod erkannt werden mußte. Für den Criminalisten hat der Raubmord, weniger seiner gräßlichen Ausführung als des mit hartnäckiger Consequenz fortgesetzten Attentats wegen Wichtigkeit. Gegen 60 Meilen, auf einer

der Hauptstraßen unsers Vaterlandes, langsam fahrend, begleiten und verfolgen die Mörder ihr Opfer; an jedem entlegenen Orte, in jeder Nacht krümmen die Raubvögel ihre Krallen und wetzen ihre Schnäbel, um die Taube, die unter ihren Flügeln sicher zu ruhen glaubt, zu zerfleischen, und doch, mitten unter den Wirrnissen einer trüben Zeit, eines durch den Krieg zerstörten Rechtszustandes, mitten auf diesen unsichern Wegen hält sie die Scheu zurück, keine moralische, sondern die vor dem unsichtbaren Gesetze und seinen Folgen. Sie haben die Wehrlose in ihrer vollen Gewalt, und doch ist die Furcht mächtiger als ihre unüberwindliche Habgier, und es bedarf neuer Anreizungsmittel für diese Geier, um im letzten, vielleicht ungünstigsten Augenblicke die lange aufgeschobene That ins Werk zu setzen.

Für den Psychologen dürfte es von Interesse sein, wie das ruchlose Weib, das zuerst bekannte, zwar ein zu ihrer Verurtheilung vollständiges Bekenntniß ablegte, aber in Hartnäckigkeit, ja in Wuth beim Ableugnen von Nebenumständen verharrte. So räumt sie zwar ein, zu ihrem Manne gesagt zu haben: „Du, die wird wieder lebendig", aber nicht: „Das Luder wird wieder lebendig." Noch heftiger bestritt sie die Angabe ihres Bruders, daß sie beim ersten Mordanfall der Plankenfeld die Füße gehalten habe. Ja vor Gericht wollte sie dem Bruder in äußerster Wuth deshalb zu Leibe gehen; vermuthlich im Glauben, daß, wenn sie nur an der Ermordeten nicht selbst Hand angelegt, sie von der härtesten Strafe verschont bleibe. Solcher Verstandesirrungen kommen indeß bei Verbrechern aus dem gemeinen Stande viel ähnliche vor. Antenini's Eingeständnisse kamen nur bruchstückartig heraus. Die Art, wie er sich vertheidigen oder ausreden zu können glaubte, bekundet zwar den verschmitzten Verbrecher, der in den Lasterschulen der Zuchthäuser seine Studien gemacht, sie erbe-

ben sich aber nicht über die gewöhnlichen Ausflüchte gemeiner Leute und sprechen nicht für eine Verstandeskraft, die mit seiner Ruchlosigkeit auf derselben Stufe stände. So will er die Blankenfeld im Irrthum, dann im Zorn erschlagen haben, und er beharrte bis zuletzt darauf, daß er es nur auf Anstiften und Ueberredung des Knaben Karl gethan. Nur ein Umstand hat ein psychologisches Interesse: die Liebkosungen und Schmeichelworte seiner Frau bewogen ihn endlich zu dem vollständigsten Bekenntnisse, welches er abgelegt hat.

Joseph Antonini ward zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Aber er entging der Hinrichtung, indem er wenige Tage vorher im Gefängniß starb. Er war etwa 50 Jahre alt. Seine Frau, Therese, zur selben Strafe verurtheilt, etwas über 26 Jahre alt, bestieg allein das Blutgerüst, frech, ohne Gefühl und ohne Reue, wie sie gelebt. Karl Marschall kam, in Betracht seiner Jugend und seines reumüthigen und offenen Bekenntnisses, mit zehn Jahren Zuchthaus davon.

2.

Karl Brandisson

oder

der große Postwagenräuber.

In der Nähe von Heidelberg erregte in einem wenig von Reisenden besuchten Landstädtchen an einem Frühlingstage des Jahres 1802 die Ankunft eines herrschaftlichen Reisewagens großes Aufsehen, und was darauf folgte, ward für den kleinen Ort zu einer wirklichen Begebenheit, von der man noch lange Jahre nachher sprach.

Der Reisewagen, der vor dem ersten Gasthofe hielt, war nämlich von einer Eleganz, wie man sie hier von den deutschen durchreisenden Fremden selten gesehen hatte. Das Leder war mit schwerem Silber beschlagen, silberne Laternen hingen am Bocke, und große neue Koffer, von der feinsten Arbeit, waren hinten aufgeschnallt.

Das Ehepaar, welches ausstieg, um im Gasthof zu übernachten, entsprach in Kleidung, Blick und vornehmem, aber leutseligem Wesen dem Prunk und dem Reichthum der Equipage. Er eine edle Gestalt von gewinnenden Zügen, sie eine jugendlichschöne Frau mit einem ungemein gütigen und gefälligen Gesichtsausdruck. Beiden sah man eine gereifte Weltbildung an. Sie führten zwei kleine, allerliebste Kinder mit sich.

Um den Gaſthof hatte ſich eine Maſſe Neugieriger geſammelt, und nicht allein aus dem niedern Volke, ſondern auch Honoratioren bewunderten die Schönheit und den Reichthum des Wagens und der andern Herrlichkeiten. Die Leute blieben auch, nachdem die Herrſchaften in das Haus getreten, vor der Thür ſtehen, um zu erfahren, was ſolche Reiſende wol veranlaßt, in ſo früher Stunde ſchon hier ihr Nachtquartier aufzuſchlagen.

Der fremde Herr ging aus. Aber wohin ließ er ſich führen? Nicht zum Amtmann, nicht zum Geiſtlichen, zu einem ganz unbedeutenden, kaum beachteten Menſchen, zu einem Bruder des Apothekers im Orte, welcher erſt vor kurzem aus der Fremde zurückgekehrt war. Was konnte ſolch ein Herr dort wollen? Warum ging er ſelbſt zu ihm; warum ließ er ihn nicht zu ſich rufen? Die ganze Verſammlung vor der Gaſthofsthür folgte ihm nach der Apotheke, und der Auflauf der Neugierigen vor derſelben war noch im Wachſen. Viele drängten ſich ein, die Uebrigen konnten die Rückkehr des glücklichen Menſchen, den der Fremde zum Führer gewählt, kaum erwarten, um den noch neugierigern Frauen, Schweſtern, Töchtern daheim Auskunft über das Myſterium zu bringen.

Endlich war der Herr nach dem Gaſthof zurückgekehrt, endlich hatte man hier ſeinen Führer erhaſcht, umringt, dort den Apotheker, und das Siegel ihrer Lippen gelöſt. Am Abende wußte das ganze Städtchen Folgendes:

Der Fremde war aus Dänemark, ob ein geborener Däne, wußte man nicht, aber als ſteinreicher Handelsherr daſelbſt zu Hauſe. Er hatte viele Schiffe in See und Contors in verſchiedenen Ländern, durch welche er, beſonders in Schweden und Rußland, einen ausgebreiteten Handel mit Eiſen, Hanf, Flachs und andern Dingen trieb. Nach dem Städtchen aber war er des — Eſſigs wegen gekommen. Der Apotheker deſſelben be-

trieb eine nicht unbedeutende Eiſenfabrikation, und der Bruder deſſelben hatte auf ſeinen Wanderungen mit ihm darüber geſprochen. Herr Grandiſſon, wie der reiche Handelsherr hieß, hatte ſich deſſen erinnert und wollte beim Durchreiſen mit dem Apotheker etwas Näheres über ſein Geſchäft beſprechen.

Alſo ſeinem Eiſen verdankte das Städtchen die Ehre des Beſuchs dieſes ausgezeichneten Fremden; aber einem andern Umſtande ſollte es die ſeines längern Verweilens daſelbſt verdanken.

Die Gattin des Fremden, eine Proteſtantin, war auf ihrer Reiſe von einem Kinde entbunden worden. Weil in der Stadt, wo dies geſchehen, kein proteſtantiſcher Geiſtlicher war, hatte die Taufe aufgeſchoben werden müſſen. Da hier im Städtchen, wie der Fremde zufällig im Geſpräch mit dem Apotheker erfahren, ein reformirter Prediger war, beſchloß er, in dem freundlichen Orte Halt zu machen und die Taufe ſeines Kindes zu vollziehen.

Eine neue Ehre für den Ort. Einer ſeiner Mitbürger ward zu Gevatter bei dem Kinde des reichen Dänen gebeten. Grandiſſon gab ein Feſt und mehre Feſte, und die Einwohner beiferten ſich, was in ihren Kräften ſtand, das liebenswürdige, edle Paar wieder zu bewirthen und ihm den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Denn was konnte für das Städtchen intereſſanter und vortheilhafter ſein, als wenn die Monotonie ſeines Daſeins durch einen ſolchen Beſuch recht lange unterbrochen ward!

Herr Grandiſſon hatte Sinn für ſchöne Gegenden und angenehme Geſelligkeit. Er leugnete nicht, daß er die Abſicht habe, ſich wenigſtens einſtweilen in Deutſchland friedlich niederzulaſſen, wenn der Ort ſeinen Neigungen für die Reize der Natur und den Umgang entſpreche. Ihre Hoffnung, daß der edle Mann ihren Ort ſelbſt wählen dürfe, mußten die

Bewohner deſſelben indeſſen bald aufgeben, da die Familie des Predigers Z...., welche ſich aufs innigſte den liebenswürdigen Gäſten angeſchloſſen, ſie auf die Reize des nahen Heidelberg aufmerkſam gemacht hatte. „Es gibt nur Ein Heidelberg", verſicherten die beiden Söhne des Predigers, und der Däne überzeugte ſich davon bei einer Landpartie, welche er mit der Gattin dahin unternahm.

Der Entſchluß ſtand bald feſt. Grandiſſons zogen, nach einem herzlichen, rührenden Abſchiede von dem freundlichen Orte, nach Heidelberg und mietheten ſich hier in einem der Häuſer ein, welche ſich an der Lehne des Schloßbergs erheben. Aus den Fenſtern der Vorderſeite hatten ſie die entzückende Ausſicht auf das Neckarthal; mit wenigen Schritten aus der Hinterthür und aus dem Garten, fand der Däne die Natureinſamkeit des Bergwaldes und wandelte unter den Trümmern der erhabenſten Schloßruine der Vorzeit.

Der jüngere Sohn des Predigers Z...., ſchon verheirathet, und deſſen Frau, die ein inniges Freundſchaftsbündniß mit Madame Grandiſſon geſchloſſen, mietheten ſich in demſelben Hauſe ein. Auch ſein älterer Bruder, noch Candidat der Theologie, obſchon gegen 30 Jahre alt, war faſt beſtändig zum Beſuch bei Grandiſſons, beſonders von dem ſanften Liebreiz der Frau und ihrer hinreißenden Unterhaltungsgabe gefeſſelt.

Das glückliche Leben dieſer befreundeten Seelen, die ſich hier zueinander gefunden, gefördert durch ſorgenloſe Lage und den Zauber der Natur, ward indeſſen bald durch einen verdrießlichen Umſtand geſtört. Sie hatten eigentlich ſehr eingezogen gelebt und wenig die Aufmerkſamkeit der Heidelberger auf ſich gezogen, als eine höchſt unangenehme Diebſtahlsgeſchichte ſie ins allgemeine Geſpräch verwickelte.

Grandiſſon war beſtohlen worden. Nach ſeiner gerichtlichen

Angabe fehlten ihm in ſeiner Chatoulle, die aus 4000 holländiſchen Dukaten, 1030 Stück franzöſiſchen Laubthalern, 450 Stück brabanter Kronen, 60 Louisdor und einiger Scheidemünze beſtanden, 100 Dukaten nebſt Silbergeld, im Ganzen an Werth 800 rheiniſche Gulden. Sie konnten ihm nur entwendet ſein.

Der Verdacht fiel auf ein ſechzehnjähriges, bis dahin unbeſcholtenes Dienſtmädchen, welches Madame Grandiſſon für ihre Kinder angenommen. Die Brüder Z.... waren es, welche dieſen Verdacht erregten und nährten. Zur Ueberzeugung zu gelangen, bediente man ſich keiner löblichen Mittel! Sie ward ſcharf beobachtet. Man ließ einmal den Schlüſſel in der gedachten Chatoulle ſtecken und verbarg ſich, während ſie im Zimmer war. Als auch dies zu keinem Reſultat führte, machte man eine Spazierfahrt, hielt plötzlich in einem Walde an, nahm ſie bei Seite und inquirirte hier mit einer unziemlichen Heftigkeit gegen das arme Mädchen. Vergebens ſank ſie auf die Knie, ihre Unſchuld betheuernd; der jüngere Z.... drohte ihr, wenn ſie nicht auf der Stelle bekenne, mit dem Zuchthauſe. So brachte man aus ihr das Geſtändniß heraus, wenn ſie es ja gethan haben ſolle, ſei es unwiſſend geſchehen, indem Jemand ſie habe unglücklich machen wollen und ihr vielleicht das Geld in ein Bündelchen ſchwarzer Wäſche, das ſie ihren Aeltern gebracht, verſteckt habe.

Nach Hauſe zurückgekehrt, zwang man das Mädchen, dieſes Bekenntniß ſchriftlich und in einem Briefe an ihre Aeltern zu wiederholen. Sie mußte ſie auffodern, das ihnen gebrachte Geld herauszugeben. Die unglückliche Mutter fiel bei Empfang des Briefs in Ohnmacht. Der kranke Vater leugnete, ſowie ſeine Frau, irgendetwas von der Sache zu wiſſen. Man wandte ſich an die Polizei. Die Hausſuchung ergab nichts. Als man das Haus ſchon wieder verlaſſen wollte, bemerkte

der ältere Z...., daß ja ein Korb mit Lumpen in der Nebenkammer undurchſucht geblieben. Bei der Unterſuchung fand man jetzt einen Dukaten darin.

Auf Grund dieſes einen Dukaten und des Briefs wurden Mutter und Tochter in Verhaft gebracht; der Krankheitszuſtand des Vaters machte ſeine Arretirung unmöglich. Aber das Mädchen widerrief beim Verhör auch jenes ſo bedingt gegebene Geſtändniß und erzählte unter Thränen, in welcher Art man es ihr im Walde erpreßt, und daß der ältere Z.... ihr den verrätheriſchen Brief unter furchtbaren Drohungen in die Feder dictirt habe.

Die Gerichte hatten keinen Zweifel, jenes Geſtändniß als erzwungen und daher als ungültig zu betrachten. Indeſſen traten alsbald mehre Umſtände heraus, welche einen furchtbaren und dringenden Verdacht auf den ältern Z...., den eigentlichen Denuncianten ſelbſt, warfen.

Schon ſein Benehmen bei der Hausſuchung war dem Richter auffällig. Dazu kam: Z.... hatte ſeit einigen Tagen ungewöhnlich viel ausgegeben. Am Tage, wo die Dukaten entwendet ſein ſollten, hatte er an einem öffentlichen Vergnügungsorte die Familie Grandiſſon bewirthet. Zum Wirthe hatte er bei der Bezahlung geſagt, er möge Grandiſſon die Dukaten, mit denen er zahlte, nicht ſehen laſſen. Grandiſſon ſelbſt hatte er aufgefodert: beim koſtſpieligen Schlendrian der Juſtiz des Landes die Sache nicht weiter zu betreiben.

Endlich noch ein dringendes Indicium gegen einen Zweiten, welches aber erſt ſpäter an den Tag kam. Der jüngere Z...., welcher, wie wir wiſſen, mit ſeiner Frau in demſelben Hauſe mit Grandiſſons wohnte, hatte eine Dienſtmagd, Thereſe. Sein Bruder foderte dieſelbe auf, in dem ſchon früher durchſtöberten Strohſacke der angeſchuldigten Kindermagd noch einmal nachzuſuchen. Thereſe fand nun auf den erſten Griff einen

Frauenhandschuh, in welchem 48 Dukaten steckten. Als sie dieselben dem ältern Z.... einhändigte, bat er sie, es zu verschweigen, daß er ihr diese Nachsuchung befohlen, und händigte die Dukaten Grandisson ein.

Als Therese diese Anzeige machte, hatten sich indessen die Verhältnisse schon geändert. Die Familie Z.... war der über ihrem Haupte schwebenden Gefahr durch eine freiwillige Anzeige zuvorgekommen. Der jüngere Z.... stellte sich vor dem Gericht und meldete, daß ein Brief seines unglücklichen Vaters ihm soeben angezeigt, wie sein älterer Bruder sich zu dem Diebstahl bekannt. Er sei aber schon entwichen.

Die Anzeige ward durch einen Brief des Predigers Z.... bekräftigt. Grandisson erklärte sich befriedigt, da er das Geld zurückerhalten, und das Kindermädchen ward mit ihrer Mutter in Freiheit gesetzt.

Der jüngere Z... bezahlte sämmtliche Gerichtskosten und gab sich, in Verbindung mit seiner Familie, alle Mühe, die weitern gerichtlichen Schritte in dieser Sache zu hintertreiben. Aber da die Thatsache eines Diebstahls und ein außergerichtliches Geständniß des Thäters vorlag, das Verbrechen nun nicht mehr als Hausdiebstahl zu betrachten war, mußten die Gerichte Steckbriefe gegen den entwichenen Candidaten Z.... erlassen.

Da wandte sich der Prediger Z.... mit einer zweiten Eingabe an dieselben, wodurch die schon verwickelte Sache eine völlig neue Gestalt gewann. Er überreichte einen Brief seines ältesten Sohnes, datirt von Amsterdam, in welchem derselbe erklärte, im Begriff nach Philadelphia sich einzuschiffen, nunmehr Licht über die ganze Sache verbreiten zu wollen. Die 100 Dukaten aus Grandisson's Vermögen habe er allerdings erhalten, aber nicht entwendet. Er sei von einer glühenden, unaussprechlichen Liebe zu Madame Grandisson fast verzehrt

worden. Während einer kurzen Abweſenheit des Mannes hätten ſeine Leiden, die Verzweiflung ſeiner bis da hoffnungsloſen Leidenſchaft das Herz der Frau gerührt. Er habe ſchon am Ziele ſeiner höchſten Wünſche geſtanden, als die plötzliche Rückkehr des Ehemanns ihn geſtört.

Da gab er das kleine Feſt an dem öffentlichen Orte. Es ging ſchwelgeriſch zu. Herr Grandiſſon betrank ſich dermaßen, daß er nach Hauſe geleitet werden mußte. Seine Gattin ſchien von einem innern Abſcheu gegen einen Mann, welcher ſich ſo aufführte, erfüllt; ihre Liebe zu dem jungen Manne wuchs. Nachdem Beide ihn zu Bette gebracht, trat die Dame mit ihrem Entſchluſſe hervor: ſie könne nicht mehr mit ihrem Manne leben, ſie liebe den jungen Z.... unausſprechlich, ſie wolle mit ihm entfliehen. Der Candidat wandte nun ſeine Armuth ein. Da rief ſie aus: „Du biſt arm, ich aber bin reich. Mein Mann hat mir erſt dieſer Tage 1000 Dukaten geſchenkt.“ Sie bot ihm davon 100 Stück an; er weigerte ſich lange, endlich ſiegte — die Liebe. Er ward glücklich.

Er leugnete in dem Briefe ſeine ſchändliche Intgrine gegen das arme Kindermädchen durchaus nicht. Alles aber ſei nur geſchehen, um die Ehre der Geliebten zu retten. Sein Vater erbot ſich, ihn zu geſtellen, wenn er einen Freigeleitsbrief für den Sohn erhalte.

Dies ward nicht angenommen, umſoweniger, als auch dieſe Ausſage, abgeſehen von dem Widerſpruche mit der frühern, manches Unwahrſcheinliche enthielt. Denn nach dieſer Erzählung wollte er die Dukaten von der Dame Grandiſſon erſt nach jenem Feſte aufgedrungen erhalten haben, während er, der ganz dürftig war, ſchon beim Feſte den Wirth unter einer verdächtigen Aeußerung mit Dukaten bezahlte. Ueberdem enthielt ſie eine Anſchuldigung gegen eine Dame, gegen deren Ruf bis da nichts Nachtheiliges bekannt war. Alſo wurden die Steckbriefe erlaſ-

ſen: jedoch ohne Frucht, wie denn überhaupt in dieſer verwickelten Sache auch ſpäter nicht viel mehr aufgeklärt wurde.

Die frühere faſt romanhafte Freundſchaft zwiſchen den Grandiſſons und dem jüngern Z.... und ſeiner Frau hatte ſich jedoch infolge jener Begebenheit in Haß und bittere Feindſchaft aufgelöſt. Beide blieben aber in demſelben Hauſe am Bergabhange wohnen, und Herr Grandiſſon ſetzte ſeine einſamen Spaziergänge und Naturſtudien fort.

Eines Tages kam er blaß, ſichtlich verſtört davon zurück. Er pflegte jeden Morgen in die Schloßruine zu ſteigen und dort zu ſeiner Geſundheit und Erquickung aus einer der mit Stein eingefriedigten Quellen einige Gläſer friſchen Waſſers zu trinken. Während er heute dort unter den Ruinen geſeſſen, fiel ein Schuß aus einem der halbverſchütteten, unterirdiſchen Gänge, eine Kugel ziſchte an ſeinem Kopfe vorbei und ſtreifte den obern Theil ſeines runden Hutes. Er machte ſofort davon Anzeige bei den Gerichten und ſprach geradezu ſeinen Verdacht aus, daß der Schuß eine Folge des tödtlichen Haſſes zwiſchen ihm und dem jüngern Z.... ſei.

Es fehlte an allen Beweiſen und Indicien; die Gerichte konnten nicht einſchreiten. Grandiſſon's Gefühl war aber durch Das, was ihm in Heidelberg begegnet war, ſo verletzt, daß er nicht länger an dem ihm ſonſt ſo lieben Orte weilen konnte. Nach ordnungsmäßiger Anmeldung bei der Polizei verließ er mit ſeiner Gattin und der älteſten Tochter die Stadt. Die jüngere war in Heidelberg geſtorben und begraben worden. Man hatte daſelbſt die aufrichtigſte Theilnahme für das doppelte herbe Misgeſchick der liebenswürdigen Familie empfunden. Ob etwas Wahres an der Beſchuldigung des Candidaten gegen Madame Grandiſſon geweſen, hatte Niemand erfahren. Die tiefgekränkten Gatten hatten ſeitdem in Zurückgezogenheit, aber anſcheinend in vollkommener Einigkeit gelebt. Gewiß iſt,

daß ſie vor dem Publicum nicht an Achtung verloren hatten. Dies bezeugten zwei elegiſche Gedichte, worin ein heidelberger Dichter die theilnehmenden Gefühle der Stadt für beide Gatten an den Tag legte. Sie reiſten nach Strasburg, um dort, wie ſie angaben, einſtweilen ihren Wohnſitz zu nehmen. Später erfuhr man gelegentlich, daß die Familie ſich nach Nancy und von dort nach Dijon begeben.

Sie waren dem heidelberger Publicum aus den Augen entſchwunden. Eine Reihe ereignißvoller Jahre hatte, auch zu einer Zeit, wo die Fremden noch nicht in der Anzahl wie jetzt nach Heidelberg ſtrömten, die Familie Grandiſſon ganz in den Hintergrund gedrängt, als dieſelbe im Winter 1810 plötzlich wieder in jener Stadt erſchien.

Auch jetzt traten die Grandiſſons im frühern Glanze auf. Eine höchſt elegante Equipage, koſtbare Pferde, ausgeſuchte Rothſchimmel davor, feine Koffer, die geſchmackvollſte, feinſte Tracht. Nachdem ſie einige Tage in dem erſten Gaſthofe luxuriös verweilt, dann, auf Andringen eines frühern Bekannten als deſſen Gäſte in ſeinem Hauſe, entſchloſſen ſie ſich, ihr Domicil abermals in dem geliebten Heidelberg aufzuſchlagen, zu nicht geringer Freude ihrer dortigen angeſehenen Bekannten. Die Aufnahme der Fremden war ſeit der franzöſiſchen Zeit in der Stadt ſchwieriger geworden, indeſſen genügten ihre Papiere der Polizei vollkommen; und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ſo fehlte es nicht unter den angeſehenſten Einwohnern Heidelbergs an Bürgen, die aus frühern Jahren Herrn Grandiſſon als einen durchaus unbeſcholtenen und wohlhabenden Mann empfahlen.

Sie hatten ihr Quartier im Hauſe eines Apothekers aufgeſchlagen, und ſchienen faſt allein der Erziehung ihrer Kinder

zu leben. Madame Grandiſſon nahm die angeſehenſten Geiſtlichen und beſten Lehrer zum Privatunterricht an und lebte, vielleicht eingedenk der böſen Nachreden aus der Zeit ihres frühern Aufenthalts, ſehr eingezogen. Oeffentliche Orte beſuchte ſie gar nicht mehr. Sie machte zwar Beſuche und empfing ſie wieder, ſuchte ſich aber von einem nähern Umgange fernzuhalten. In der Unterhaltung vermied ſie, über ihre und ihres Mannes Verhältniſſe zu ſprechen, erwähnte aber gern der weiten und ſchönen Reiſen, die ſie gemacht.

Ihr Gatte zeigte ſich umgänglicher. Er beſuchte öffentliche Orte und ließ ſich auch gern in Geſpräche ein. Hier konnte ein feiner Beobachter bemerken, daß er gern prahle. Lobte man ſeine Rothſchimmel, ſo hatte er in ſeinem Geſtüt deren weit beſſere. Fand man ſeinen Wagen außerordentlich ſchön, ſo hatte er in Petersburg einen noch weit elegantern ſtehen; ein anderer war in London in Arbeit und würde beide übertreffen. Kam man im Geſpräch auf das Sinken der Staatspapiere, ſo machte Grandiſſon eine eigene, ſchmerzlich lächelnde Miene: er hatte auch einige 50,000 Gulden und mehr, er wußte ſelbſt nicht genau wie viel, darin placirt. Indeſſen fiel dieſe Ruhmredigkeit in Heidelberg nicht auf.

Und wer wollte ſie dem Manne verargen, der ſo liebenswürdig und dienſtfertig war? Schienen zwar diesmal die glänzenden Feſtlichkeiten und Schmauſereien in ſeinem Hauſe weggefallen zu ſein — man durfte annehmen der erwachſenden Kinder wegen —, ſo war er außer dem Hauſe die Zuvorkommenheit ſelbſt gegen Jeden, mit dem er in Berührung trat. Er wußte für Alles Rath, war mit der uneigennützigſten Bereitwilligkeit zu jeder Beſorgung erbötig und wußte, beſonders in Allem, was den Luxus betraf, die beſten Adreſſen. Seine Equipage ſtand jedem ſeiner Bekannten zu Dienſten, und nicht zu Spazierfahrten allein, ſondern er drang ſie ihnen ſogar zu kleinen Reiſen auf.

Nur etwas fiel auf. Grandisson war Kaufmann, was er keinen Hehl hatte, aber mit andern Kaufleuten sprach er nie von seinem Geschäft, und ebenso wenig von seinem eigentlichen Domicil und seiner Herkunft. Nur wenn das Gespräch ihn dahin drängte, ließen hingeworfene Aeußerungen vermuthen, daß er bei einem großartigen Schmuggelhandel betheiligt sei. Das umschloß dazumal nichts, was seinen Charakter verdächtigen konnte. Zur Zeit der Franzosenherrschaft und Continentalsperre konnte dieses Geschäft sogar als Patriotismus gelten.

Dagegen führte er, der reiche Kaufmann, der Equipagen, Pferde, Güter in allen großen Städten besaß, fast gar keine, wenigstens keine kaufmännische Correspondenz. Ferner bezog er seine Gelder weder durch Wechsel noch durch baare Remessen. Dafür war er alle Augenblicke auf Reisen.

Aber mit diesen Reisen sah es auch wieder besonders aus. Er sprach sehr viel davon, wenn sie noch in Aussicht standen: bald wollte er nach Brüssel, Königsberg, Paris, Kopenhagen, aber plötzlich war er abgereist und hatte Niemandem etwas davon gesagt, während er ebenso unerwartet wieder eintraf, ohne viel von der Reise zu sprechen. Uebrigens erfuhr die heidelberger Localpolizei nichts von diesen Reisen, oder vielmehr sie hatte nichts mit der Beobachtung derselben zu thun, da sie nach den gesetzlichen Bestimmungen keine Fremdenpässe ertheilen durfte. Grandisson zog seine Pässe von der Regierungsbehörde, die in der Regel auf sechs Monate lauteten.

Ueber drei Jahre lebten die Grandisson'schen Eheleute ruhig, geachtet und anscheinend glücklich in Heidelberg. Auch die sehr Wißbegierigen gaben sich mit der Vermuthung zufrieden, daß die Quelle seines großen Reichthums und zugleich der Grund seines Geheimhaltens darüber ausgebreitete Contrebandegeschäfte wären. Doch kam auch noch eine andere Vermuthung

hinzu, über die hinwegzugehen man indeß jener Zeit ſ
raiben hielt. Da Grandiſſon einige ſeiner Reiſen na
großen Truppenbewegungen jener Kriegszeit zu richten
auch einige mal mit franzöſiſchen Offizieren abreiſte un
derkehrte, ſo mochte er wol einer der franzöſiſchen G
ſein, von denen damals Deutſchland wimmelte: Grund
ſich mit ihm in, wenn auch entfernter, Freundlichkeit zu

Grandiſſon war wieder verreiſt, als im Jahre 18
Schreiben des Thurn- und Taxis'ſchen Oberpoſtamts aus
furt am Main vom 7. April, gerichtet an den Stadt
Pfiſter in Heidelberg, eintraf, welches plötzlich ein neu
trauriges Licht auf die Perſon des merkwürdigen F
warf. Dem Schreiben waren verſchiedene Requiſitori
Polizeibehörden, deren Berichte u. ſ. w. beigefügt, aus
wir nun den Inhalt in Kürze angeben.

Der Thurn- und Taxis'ſche Poſtwagen war im
zweier Jahre auf der großen Tour zwiſchen Frankfurt u
ſenach zwei mal beſtohlen worden, indem wohlverwahr
verſchloſſene Geldkiſten, die im Innern des Wagens ang
geweſen, verſchwunden waren. Das erſte mal, am 17
1812, waren auf dieſe Weiſe ſämmtliche nach Frankfu
ſtimmte Geldpackete, das zweite mal, am 14. Febr.
aus dem Wagen von Frankfurt nach Eiſenach ein Pack
1947 Gulden 20 Kreuzer entwendet worden.

Der Verdacht fiel auf einen beſtimmten Paſſagier,
der Conducteur und mehre Andere ſich wohl entſannen
aber, nach den Ermittelungen deshalb, jedesmal unter
andern Namen gereiſt und eingeſchrieben war.

Bei jenem erſten Diebſtahl war er unter dem N
Griesbach in der Poſtwagenkarte eingezeichnet. Griesbac

auf der Tour plötzlich verschwunden; aber erst nach der Ankunft der Post in Frankfurt war der Diebstahl entdeckt. Als man im Februar 1814 bei der Ankunft in Eisenach den zweiten Diebstahl entdeckte, entsann man sich, daß der Reisende, welcher unter dem Namen Walter eingeschrieben gewesen, mit jenem Griesbach vor zwei Jahren eine Aehnlichkeit gehabt, die auf eine Identität schließen lasse.

Bei weitern Nachforschungen ergab es sich, daß derselbe Walter schon am 7. Febr. d. J. auf einer Reise von Frankfurt nach Kassel unter einem andern Namen und dann unter einem wieder andern, nämlich als Schloßbrück, am 12. von Kassel nach Frankfurt zurückgereist sei. Am 21. kam der nämliche Passagier unter dem Namen Rose von Fulda in Frankfurt an, zeichnete sich im dortigen Pariser Hofe als Kaufmann Groß aus Karlsruhe ins Fremdenbuch ein und fuhr am folgenden Tage in Gesellschaft zweier, angeblicher, französischer Employés mit einem Lohnkutscher nach Heidelberg.

Wäre dieser beständige Namenwechsel nicht schon verdächtig gewesen, so war es das Betragen dieses Griesbach und Walter während der Reise; die Fahrposten hielten damals lange auf den Stationen an; die Reisenden stiegen gern zur Erholung aus und wurden auch dazu genöthigt. Die verdächtige Person zögerte aber nicht allein, sondern mußte auch oft durch die Conducteurs daran nachdrücklich erinnert werden. Während der Conducteur mit Abgabe und Uebernahme der Posteffecten beschäftigt war, sah man diese Person fast nie in den Gaststuben bei den andern Passagieren. Oft fand man ihn allein am Wagen stehend, wo er ohne Erlaubniß die Thür zu öffnen versuchte.

Den geheimen Nachforschungen der verschiedenen darum requirirenden Polizeibehörden war es indeß gelungen, den Faden noch weiterzuspinnen. Es fand sich, daß dieselbe viel-

namige, aber von Allen mit denſelben Kennzeichen angegebene Perſon am 18. Febr. zu Eiſenach im Gaſthofe zum Anker unter dem Namen Grandiſſon gewohnt und ein Packet mit 50 Gulden unter eigener Adreſſe nach Heidelberg auf die Poſt gegeben hatte. Dieſes Packet war in Heidelberg richtig an Madame Grandiſſon abgeliefert worden.

Das Signalement des verdächtigen Paſſagiers ſtimmte aufs genaueſte mit der Perſönlichkeit des in Heidelberg ſo wohlbekannten Herrn Grandiſſon überein. Außerdem wollte der Conducteur, von deſſen Wagen das letzte Packet entwendet worden, den Menſchen, auf den er Verdacht hatte, in Heidelberg ſelbſt geſehen und es ſchon damals laut geäußert haben.

Der Stadtdirector war auch von dieſen Verdachtsgründen ſo vollkommen überzeugt, daß er, des Anſehens, Rufs und Reichthums des Fremden ungeachtet, ſofort zur Captur geſchritten wäre, wenn — Grandiſſon ſich zur Zeit in Heidelberg befunden hätte. Eine andere Frage war es: ob er darauf auch ſeine Gattin ſofort einziehen dürfe? Jene alte Geſchichte, die ihren Ruf antaſtete, war längſt vergeſſen; vielleicht hatte ein notoriſch nichtswürdiger Menſch ſie nur erſonnen, um ſich ſelbſt zu retten. Ihr jetziger Ruf war der einer beſcheidenen, liebenswürdigen Dame, die in der Häuslichkeit, nur ihren Kindern lebend, jedes Aufſehen vermied. Wenn ihr Mann ein Verbrecher war, mußte ſie es ſein? Konnte er nicht auch ſie, wie ſo viele Andere getäuſcht haben? Zwar ſchien ſie bei einer ermittelten Anfrage über die lange Abweſenheit ihres Mannes etwas verlegen, aber ſie machte nicht die geringſte Anſtalt, ſelbſt abzureiſen. Ward ſie plötzlich arretirt, ſo mußte es ihr Mann erfahren, ja auch nur ein vorſchneller Schritt konnte ſie veranlaſſen, ihn zu warnen, und alsdann war die Hoffnung, einen gewiß ſo gewitzigten Verbrecher einzufangen, vereitelt. Das Gericht beſchloß deshalb, einſtweilen

nichts zu thun, als die Dame mit aller Vorſicht beobachten zu laſſen.

Die Entdeckungen folgten ſich indeſſen raſch. Von Seiten des frankfurter Oberpoſtamts war ein Brief der Madame Grandiſſon an ihren Gatten unter deſſen wahrer Adreſſe, poste restante nach Würzburg gerichtet, eingefangen worden.

Die Gattin überſandte in dieſem Briefe ihrem Manne ein anderes Schreiben, welches inzwiſchen an ihn eingegangen und von ihr eröffnet war. Ihr Brief hatte faſt nur auf dieſes Schreiben Bezug, welches mit dem Namen Ludwig Fiſcher unterzeichnet war und ſie durch ſeinen räthſelhaften, geheimnißvollen Charakter offenbar in die größte Unruhe verſetzt hatte. So heißt es in ihrem ſonſt minder bedeutenden Schreiben:

„Seitdem ich dieſen Brief geleſen, bin ich wahrlich krank, unfähig, etwas zu thun und zu denken; meine Ruhe iſt dahin; ich bitte dich, ſchreibe mir; kein Schlaf wird meine Augen decken, bis ich eine Antwort erhalten habe. Wer iſt dieſer Teufel? Was will er? Kenne ich ihn? Noch einmal, ſchreibe mir ſogleich, beruhige mein bekümmertes Herz; denn ſieh, ich habe Niemanden, dem ich meinen Kummer entdecken könnte; ich muß ruhig ſcheinen, damit meine Kinder nicht fragen: Was fehlt dir? Komm bald zurück in die Arme deines dich wahrhaft liebenden und bekümmerten Weibes.“

Der myſteriöſe, mit Ludwig Fiſcher unterzeichnete Brief war aus Bornheim bei Frankfurt, vom 10. März 1814 datirt. In demſelben kommen nach einigen allgemeinen Stellen folgende dunkle und verdächtige Stellen vor:

„. . . Doch erfolgte eine gewiſſe Trennung, deren Urſache mir ein Geheimniß, für Sie aber daran erinnerlich wird, wenn ich Ihnen den Namen Denett bemerke, ein Päckchen fallen laſſe und mit dem Ellenmaße, das auf dem Tiſche lag, an den äußerſten Theil und vermittels des Fußes an den Tiſch wälze.

So unbeſtimmt auch dieſe Erklärung iſt und eigentlich auf nichts deutet, ſo muß ſie Ihnen doch an etwas erinnern, das Ihnen nicht angenehm iſt. Die übrigen Vorfallenheiten, die ich mit überzeugenden Beweiſen darbringen kann, laſſe ich verſchleiert, bis ich meine Bitte mit einigem Erfolg gekrönt ſehe."

Weiter heißt es:

„Ich will Ihnen daher etwas an Ihr ſonſt edles Herz legen, und im vollſten Vertrauen meine Lage ſchildern. Ich verlange nicht wie ein Bettler, ſondern nur den beiläufigen Werth Desjenigen, was Sie kennen..... Erkennen Sie dieſerhalb meine Vorſtellungen für gerecht und thun Sie, was Sie billig finden. Sie dürfen glauben, daß ich die reinſten Beweiſe beſitze. — — — Schreiben Sie mir aber nicht, ſo dürfen Sie ſo gewiß verſichert ſein, als Gott einſt meine Seele richtet, daß ich laut auftreten muß, und das werden Sie, um Ihrer Ehre und Anſehens willen, gewiß nicht verlangen. Sie ſind nun überzeugt, daß ich jahrelang ſtillſchwieg; allein Ihre eigene Vernunft wird Ihnen ſagen, daß man bei ſolchen Fällen nicht ehender ſprechen kann, als bis man die gehörigen Beweiſe hat. Haben Sie einſt nach der Billigkeit gehandelt, ſo werden Ihnen ſolche, von mir ſelbſt zernichtet, zurückgeſchickt, und folglich ſtirbt die That einſt mit uns ſelbſten ab. Ich werde Ihnen noch mehre male ſchreiben, ohngeachtet es Ihnen nicht lieb iſt, wenn man Ihnen ſchreibt. Ich nenne mich ꝛc."

Aus dieſem Briefe erfuhr man auch noch den möglicherweiſe wahren Namen Grandiſſon's: Grandjean; daß er aus der Gegend von Strasburg gebürtig ſein dürfte; daß er früher in Gemeinſchaft mit dem Schreiber, oder ſo, daß es zu deſſen Kunde gelangt, ein Verbrechen begangen, oder doch eine ehrenrührige Handlung, deren Bekanntwerden für ihn verderblich ſein mußte, und auf die hinaus Jener ſich Erpreſſungen

erlauben durfte. Hinlängliche Verſtärkung des Verdachts gegen Grandiſſon, obgleich die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen blieb, daß irgendein Schurke dies Manöver, wie es oft geſchieht, angeſtrengt, um die Wiſſenſchaft geringfügiger Umſtände benutzend, einen Dritten in Angſt und Schrecken zu ſetzen; aber gegen Grandiſſon's Frau ging nicht allein daraus nichts hervor, ſondern eher das Gegentheil. Der anonyme Schreiber nannte ihren Namen mit Ehren, er bezeichnete ſie als eine Dame mit eigenem Vermögen, von dem nach ſeiner Anſicht ihr Mann lebte, und die Frau ſelbſt erſchien durch die dunkeln, ihr ganz unverſtändlichen Andeutungen des Schreibers nur in Angſt und Schrecken verſetzt.

Gegen ſie durfte der Richter alſo jetzt weniger als vorher einſchreiten. Dafür ward Alles angeſtrengt, von ihren ſonſtigen Handlungen und namentlich ihrer Correſpondenz etwas in Erfahrung zu bringen. Gerade dieſes Letztere ward indeß durch Madame Grandiſſon's Vorſicht hintertrieben. Sie benutzte zu ihren Briefen fremde Siegel, ſie brachte und ließ keinen Brief ſelbſt oder durch ihre Domeſtiken auf die Poſt bringen, ſondern erſuchte den Geiſtlichen oder den Gymnaſialprofeſſor, der ihrer Tochter Unterricht gab, um die Gefälligkeit.

Endlich ward doch einer dieſer Briefe aufgefangen. Er war vom 1. und 4. Mai und gewährte dem Richter endlich einen hellen Blick in die Verhältniſſe zwiſchen Frau und Mann und dazu einen Wink, der zur vollſten Entdeckung und der Kataſtrophe führte. Der Hauptinhalt des Briefs lautete dahin:

„Es ſind heute 13 Tage, daß du mich verließeſt, und noch habe ich keine Nachricht von dir. Ich hoffe aber doch, daß du glücklich bei die Deinigen angekommen biſt.“

„Schreibe mir die Nummer vom Hauſe, wo ich meine Briefe hinadreſſiren ſoll; das Uebrige weiß ich recht gut.

„Höre: ich habe überlegt, wie wäre es, wenn ich meine Sachen feſt einpackte und ſie Herrn Kleb zu verwahren gäbe, und nur das Nothwendigſte mit mir nähme, bis ich beſtimmt wüßte, wo ich bliebe? Denn ich muß erſt wiſſen, wie ich mir da gefalle, und ich glaube ſchwerlich, daß ich zu die Deinigen paſſe: ihre Roheit, Unerſättlichkeit: ich habe es noch in friſchem Andenken."

„Höre! noch eins: Miethe mir doch lieber gleich eine Wohnung, bei brave, honnete Leute, damit, wenn ich ankomme, ich bei dir ſein kann; denn es taugt ſelbſt für dir nicht, daß du bei die Deinigen wohnſt. Bei die Deinigen will und werde ich keineswegs, ſogar nicht eine Nacht wohnen. Leb wohl!"

Der Zauber einer edeln Bildung, welcher Madame Grandiſſon umſchwebte, war damit verſunken; ſie erſchien, wenigſtens zum Theil, in die Geheimniſſe ihres Mannes eingeweiht, und ging damit um, ihre Sachen einzupacken und aus Heidelberg zu entweichen.

Von jetzt ab ward ſie nur um ſo eifriger beobachtet. In ihrem Weſen bemerkte man keine Veränderung; ſie hatte keine Ahnung, daß ihr Brief aufgefangen ſei, und beſchäftigte ſich in der Stille mit dem Einpacken ihrer Effecten.

Ungleich folgenreicher aber war der Brief durch einen Wink, den er zur Verfolgung Grandiſſon's ſelbſt gab. Die äußere Adreſſe lautete: „An Herrn Prinz in der Königsſtraße zu Berlin." Das war aber nur ein Umſchlag. Auf dem eigentlichen Briefe ſtand als Adreſſe: „Mademoiſelle Karoline wird erſucht, dieſen Brief an ihren Herrn Bruder Karl abzugeben." Grandiſſon war alſo in Berlin, er hatte dort eine Schweſter; in Berlin durfte man ihn ſuchen, und ein Requiſitorium des frankfurter Oberpoſtamts ging an die berliner Polizeibehörde ab.

Beim Kaufmann Prinz in der Königsſtraße in Berlin diente eine unverehelichte Karoline Grosjean, die unzweifelhafte Adreſſatin des Briefs, die Schweſter des geſuchten Verbrechers. Der in dem Fiſcher'ſchen Briefe erwähnte Name Grandjean war alſo wahrſcheinlich nur eine Entſtellung des Namens Grosjean.

Ein damit beauftragter Polizeiagent erkundigte ſich bei ihr nach ihrem Bruder Karl, und ſie räumte ein, daß er gegenwärtig in Berlin ſei, wollte ſich aber auf weiter nichts einlaſſen, bis Jener den erwähnten Brief vorzeigte. Karoline erkannte die Handſchrift ihrer Schwägerin und erbot ſich nunmehr den ſo beglaubigten Mann zu ihrem Bruder zu führen. Der Agent aber war allein. Als Reiſender habe er den erſten Augenblick benutzt, ſagte er, um ſich nach der Adreſſe zu erkundigen, müſſe aber nun in ſeinen Gaſthof zurück, wo er viele Geſchäftsbeſuche erwarte, und es wäre ihm lieber, wenn Karoline ihm ihren Bruder am Nachmittag zuſende.

Der genau aus Frankfurt und Heidelberg ſignaliſirte Mann ſtellte ſich im Gaſthof zum Kronprinzen auch richtig ein. Er blieb der unbefangene Gentleman, als der Agent ihm ſagte, daß er aus Heidelberg komme, ihm einen Gruß ſeiner Frau zu beſtellen habe und die Verſicherung geben könne, daß die Seinigen ſich wohlbefänden. Als Jener ihm aber den Brief überreichte, griff er in ſichtlicher Angſt danach, drückte ihn nach flüchtiger Durchleſung mit dem Daumen ganz dicht zuſammen und ſchob ihn in die Taſche.

Der Agent erkannte, daß Grosjean ſich ſelbſt für verrathen anſah. Er ſchlug ihm daher vor, ſich mit ihm nach einem andern Orte zu begeben, wo er ſich näher erklären könne. Man ging. Als Grosjean vor der Thür zu entrinnen verſuchte, traten ihm zwei Polizeibeamte in den Weg. Von dem Augenblicke an machte er keinen Verſuch mehr weder zum

Widerſtande noch zur Flucht, ſondern folgte wie ein Mann, der ſich mit Reſignation ſeinem Schickſale ergibt und nur den äußern Anſtand zu beobachten ſtrebt, den Beamten nach der Stadtvoigtei. Doch zog er unterwegs unbemerkt ein Raſirmeſſer aus der Bruſttaſche und ließ es in die Beinkleider gleiten.

In der Stadtvoigtei ſogleich unterſucht, fand man das Meſſer und nahm es ihm ſammt ſeiner Baarſchaft, über 10 Thaler an Gelde, fort. Es ergab ſich, daß der Gefangene bereits ſeit acht Tagen bei dem Victualienhändler Grosjean unangemeldet gewohnt und daſelbſt einen eigenen Reiſewagen untergebracht hatte. Außer dem Wagen wurden gerichtlich in Beſchlag genommen: 50 Thaler preußiſch Courant, 54 franzöſiſche Thaler, etwa 22 Louisdor, 1 Karolin, 3 ruſſiſche Silbermünzen, einiges Scheidegeld und zwei däniſche Obligationen von 1000 und 500 Gulden; außerdem eine goldene Repetiruhr und einige Pretioſen.

Man hoffte wol nach ſeinem gelaſſenen, reſignirten Benehmen auf das freiwillige Geſtändniß eines Verbrechers, deſſen Bildung ihm ſelbſt ſagte, wie bei ſo dringenden Indicien ein halsſtarriges Leugnen nichts fruchte; als man aber am andern Morgen die Thür zu ſeinem Gefängniß mit einiger Mühe öffnete, ſah man ſich in jener Erwartung getäuſcht. Der Gefangene konnte keine Bekenntniſſe mehr vor einem irdiſchen Richter ablegen. In hockender Stellung ſaß er mehr als daß er hing, mit ſeinem Taſchentuche an dem Thürpfoſten der Kammer erdroſſelt. Der Schluß war richtig, daß er ſich für verloren gegeben; die Art, wie er den Selbſtmord vollbracht, zeugte von einer außerordentlichen Willensſtärke.

Den Hauptverbrecher hatte die Strafe durch ſeine eigene Hand ereilt; es kam nunmehr nur darauf an, ſeine Mitſchul-

digen zu entdecken und zu ergreifen. Aber auch dieſe berliner Mittheilungen genügten dem heidelberger Gerichte noch nicht, um geradezu gegen die Witwe des Verbrechers einzuſchreiten. In ſolches Anſehen hatte ſie durch den Zauber ihrer Perſönlichkeit, durch die treue Sorgfalt für ihre Kinder ſich zu ſetzen gewußt.

Der Director Pfiſter ſuchte ſie in ihrer Wohnung auf. Er ſchien nur zu einer gelegentlichen Rückſprache mit ihr wegen ihres Mannes gekommen. Mit allem Anſtand und Höflichkeit, aber mit ſichtlicher Verlegenheit erwiderte ſie, er ſei verreiſt, ſie wiſſe nichts vom Zwecke der Reiſe, er ſei über die Zeit fortgeblieben, ſie ſei ſelbſt in großer Sorge. Noch immer zu ſchonender Rückſicht geneigt, erſuchte der Richter die Dame, ſich mit dem Amtsſchreiber nach dem Gerichtshauſe zu begeben, wo man ihre Ausſagen zu Protokoll nehmen müſſe. Ohne ein Wort des Widerſpruchs zog ſie mit völliger Ruhe ihre Handſchuhe an, nahm einen Shawl um und ging; beim Abſchiede von ihren Kindern verrieth ſie keine wahre Rührung.

Die Kinder, von Pfiſter befragt, weinten; ſie wußten nichts. Die Unſchuld ſtand auf ihren Geſichtern. Sie wurden der Pflege des Gymnaſialprofeſſors, der ihren Unterricht bis da geleitet, anvertraut; die Wohnung ward verſiegelt und die Inventur des geſammten Mobiliars aufgenommen.

Als die Frau auch vor Gericht in ihrem Leugnen verharrte, ward ſie in einer Chaiſe nach dem Criminalgefängniß abgeführt.

Die Inquiſition begann. Man drang ſchärfer in ſie. Nachdem ihr eine Unterredung mit dem Stadtdirector unter vier Augen abgeſchlagen war, erklärte ſie endlich: das wiſſe ſie, ihr Mann heiße nicht eigentlich Grandiſſon, ſondern Grosjean, weiter nichts.

Aber wie heißen Sie? Sie rieb ſich die Stirn. „Mein

Gott, wie heiß' ich doch!" Endlich kam die Antwort heraus: „Ich heiße Meinerſin und bin aus Breslau." Nach langem Hin- und Herfragen und Drängen blieb das Reſultat dieſes erſten Verhörs: ihr Vater ſei in Breslau Regimentsſporer geweſen. Ihr Mann, aus Berlin gebürtig, wo ſein Vater eine Wollſpinnerei betrieben, habe ſie in Breslau kennen gelernt, ſich mit ihr vergangen und ſie darauf geheirathet. Er habe in Berlin noch einen Bruder, der dort Victualienhändler ſei; auch zwei Schweſtern, eine dritte in Frankfurt an der Oder. Sonſt wiſſe ſie nichts; auch nicht, wo Grosjean jetzt ſei.

Die Geſtändniſſe auch der folgenden Verhöre kamen nur ſtoßweiſe heraus. Sie war mit ihrem Manne, der viele große Handelsgeſchäfte getrieben, weit umher geweſen. Sie wiſſe gar nicht, warum er die Narrheit gehabt, ſeinen eigentlichen Namen zu ändern: in Hamburg hätten ſie doch noch unter ſeinem wahren gewohnt, aber als ſie nach Petersburg reiſten, hätte er ſich plötzlich Grandiſſon genannt und von da ab dieſen falſchen Namen behalten.

Endlich zeigte man ihr ihren Brief mit der Adreſſe an den Kaufmann Prinz. Sie mußte bekennen, ihn geſchrieben zu haben; ſie konnte dabei nicht ſtehen bleiben, ſie mußte mehr bekennen. Schon vor längerer Zeit hatte ſie durch den Lehrer ihrer Kinder, den Gymnaſialprofeſſor, erfahren, daß es mit ihrem Manne ſchlimm ſtehen müſſe; es heiße, daß er, wenn er zurückkehre, arretirt werden ſolle. Da wird, ungefähr vor vier Wochen Nachts, etwas ans Fenſter ihrer Schlafſtube geworfen. So kündigte ſich ihr Mann gewöhnlich an, wenn er Nachts von ſeinen Reiſen zurückkehrte. Ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen. In ihrer Todesangſt theilte ſie ihm, was ſie erfahren, mit, und beſchwor ihn, nicht ſie und ihre Kinder in Schimpf und Schande zu bringen, und ſich ſogleich zu entfernen. Er wollte es auch auf der Stelle thun; durch

einen zufälligen Umſtand verhindert, blieb er jedoch noch bis zur folgenden Nacht in ihrer Kammer verſteckt und entfloh dann mit der Anweiſung, ihm nach Berlin zu ſchreiben. Seitdem hatte ſie ihn nicht wiedergeſehen.

Einmal im Zuge des Bekennens, ſchien nun ihre Zunge ſich von ſelbſt zu löſen. Sie fühlte ſich gedrungen, aufrichtig zu ſprechen. Ja, ihr Mann war ein ſchlechter Menſch und Böſewicht. Er hatte ſchon früher einmal geſeſſen, zu Berlin im Zuchthauſe: aber ſie hatte es erſt in Erfahrung gebracht nach ihrer Verheirathung. Er blieb auch nachher ein ſchlechter Menſch. Sie wußte, daß alles Geld, was ſie ausgegeben, geſtohlenes Geld war. Sie hatte es längſt gewußt, war aber, wie es heißt, „nicht mehr im Stande, eine andere Partie zu ergreifen". Noch weiter ging ihre Wiſſenſchaft: das Geſchäft und die Quelle des großen Erwerbs ihres Mannes war — die Poſtwagen zu beſtehlen. Immer als Paſſagier mitfahrend, benutzte er die Gelegenheiten: jedoch war er dabei ſtets allein und handelte nur für ſich. Sie wollte ihn gewarnt, gebeten haben, davon abzulaſſen. Er erwiderte: „Auf den Poſtwagen trifft's nur die großen Herren. Denen ſchadet's nichts: ſie machen's auch nicht beſſer." Als ſie ihn das letzte mal gebeten, zu fliehen, damit er ſie und die Kinder nicht in Schimpf und Schande bringe, hatte er geantwortet: „Wenn ſie mich bekommen, ſo bringe ich mich um, durch mich kommſt du doch nicht in Schimpf und Schande."

Sie wußte noch nichts von dem Tode ihres Mannes; in einer Aufwallung von Bitterkeit ſetzte ſie hinzu: „Und nun hat der Hundsfott doch nicht Wort gehalten."

Wenn ſie hier um eine Stufe von dem ſittlichen Bildungsgrade, den ſie bisher zu behaupten gewußt, herabſank, ſo ſuchte ſie ſich wieder dadurch zu heben, daß ſie das Gericht bat, ihre Lebensgeſchichte ſchriftlich aufſetzen zu dürfen. Dem-

nach reichte sie einen Aufsatz ein, dessen Hauptinhalt folgender ist:

„Ich war von sechs Geschwistern, worunter zwei Stiefbrüder, die Jüngste. Nach dem frühen Tode meines Vaters übernahm der Jüngere derselben dessen Geschäft. Er verschaffte uns sämmtlich eine gute Erziehung, ließ uns dies dagegen bitter entgelten; auch meine ältere Schwester benutzte die Gelegenheit, ihre üble Laune an mir auszulassen. Ich mochte ungefähr 16 Jahre alt sein, als ich meinen Mann, damals Tafeldecker beim General von Dolfs, kennen lernte. Ein Jahr etwa hatte diese Bekanntschaft gegen meiner Mutter und meines Stiefbruders Willen gewährt, als ein unglücklicher Zufall sie zur Einwilligung nöthigte, und ich ward sein Weib. Ich liebte meinen Mann und lebte einige Monate sehr glücklich, als mit einem male, Gott! meine Glückseligkeit schrecklich zerstört ward. Eines Tages, da mein Mann mit seinem Herrn zur Revue verreist war, vernahm ich von des Kammerdieners Frau zu meinem Schrecken, daß dem General ich weiß nicht mehr wie viele Tausend Thaler entwendet worden. Bei des Generals Zurückkunft wurden der Kammerdiener mit seiner Frau und einige Tage hierauf mein Mann arretirt. Nach Verlauf einiger Tage wurde ich ins Verhör berufen; zitternd, daß kaum meine Füße mich tragen konnten, erschien ich. Nach einigen andern Fragen ward ich befragt: ob ich wisse, daß mein Mann schon einmal wegen eines dergleichen Vergehen im Zuchthause gesessen habe? O, das war für mich Arme zu viel! Ich sank ohnmächtig von meinem Sessel, ward wieder zu mir gebracht und ging betäubt nach Hause. Meine durch meines Mannes Arretirung erkrankte Mutter weinte mit mir; mein Stiefbruder überhäufte mich mit Vorwürfen; in den Blicken meiner Schwester sah ich Schadenfreude. Der General, zu dem ich berufen ward, schlug mir Trennung von meinem

Manne vor; meine Mutter redete mir zu, und ich war ſchon halb geneigt, als ein von meinem Manne abgeſchickter Prediger mir mein Unrecht vorhielt und mich in ſein Gefängniß führte. Ich ſah ſeinen Jammer, ſeine Leiden und verſprach Alles zu thun, um ſie zu lindern. Es wurde mir erlaubt, ihn täglich zu beſuchen, und nach meiner Niederkunft (ich war damals ſchwanger), entſchloß ich mich, ſein Gefängniß mit ihm zu theilen. O! er war glücklicher als ich; er hatte ein treues Weib, das ſich ſeiner annahm; ich habe Niemanden! Selbſt, wie es ſcheint, meine Kinder kümmern ſich nicht um Diejenige, welche Alles für ſie aufopferte. Mein Mann kam frei; ich eilte mit ihm zu meiner Mutter; ſie ſtarb einige Tage nachher; der Gram hatte ihr Herz gebrochen. Einſam und verlaſſen ſtand ich nun da, und entſchloß mich, mit meinem Manne zu ſeinen Aeltern nach Berlin zu reiſen. Dort fing mein Mann das Geſchäft ſeines Vaters an. Fünf bis ſechs Jahre lebten wir ruhig, ſogar glücklich. Er war fleißig; ich trug das Meinige dazu bei. Da meines Mannes Bruder ihm anlag, bei ihm in Hamburg zu wohnen, begleitete ich ihn mit unſern zwei Kindern dahin. Ich erkrankte und ein hitziges Gallenfieber durchwühlte meine Glieder. Nach meiner Geneſung ſchlug mein Mann mir Kopenhagen als künftigen Aufenthaltsort vor. In Kiel ſchifften wir uns ein und kamen in einigen Tagen, eine kleine Seekrankheit ausgenommen, glücklich an. Nach einigen Wochen reiſte mein Mann in Geſchäften nach Hamburg und verſprach, auf das Allerlängſte in einem Monat wieder zurückzukommen, nahm alles Geld mit und ließ mir nur einen einzigen Thaler zurück. Den Tag darauf reiſte ich, abermals ſchwanger, mit meinen jetzigen Wirthsleuten aufs Land. Einige Monate vergingen mir, von dieſen guten Menſchen gepflegt, ohne alle Nachrichten von meinem Manne. Mein Unglück zu vermehren, erhielt mein Wirth,

der Koch bei einem Grafen war, ſeinen Abſchied; denn nun erklärte mir meine Wirthin, daß ſie mich nicht länger bei ſich behalten könne. Ohne Obdach, ohne Geld, hatte ich nicht einmal ſoviel, nach Kopenhagen zurückzureiſen, um dort meine Effecten zu verkaufen. Mein Wirth aber ſtreckte mir die Reiſekoſten und noch einige Thaler vor."

„In Kopenhagen nahm mich meine frühere Wirthin wieder auf. Eine im nämlichen Hauſe wohnende Dame, der ich mich entdeckt, brachte mich, nachdem ich alles Entbehrliche verkauft, bei einer Doctorswitwe unter. Da jedoch meine Niederkunft nahe, miethete ich mich in einem Spitale ein, kam dort nieder, verließ nach meiner Entbindung aber dies Haus wieder. Ich erkrankte von neuem, entdeckte mich dem Doctor und kehrte aus dem Hauſe der Witwe, wo ich nun wegen meines Kindes alle Tage Verdruß erlebte, zu meiner frühern guten Wirthin zurück. Ich war eben geneſen, als mit einem male, gegen mein Vermuthen, mein Mann erſchien. Er verſprach, mich alle Mühſeligkeiten vergeſſen zu machen, und ſchiffte ſich mit mir nach Petersburg ein. Das Eis hinderte unſere Weiterfahrt, wir mußten in Baltiſchport, einem kleinen Hafen, landen, zu Lande nach Reval reiſen, logirten daſelbſt einige Monate in einem Privathauſe und ſetzten dann unſere Reiſe nach Petersburg fort; ſchifften uns aber, da meines Mannes Vorhaben, eine Fabrik dort anzulegen, mislang, ſchon nach einigen Monaten wieder ein."

„Nach dieſem brachte mich mein Mann nach Baireuth (?). Dort kam ich mit einer zweiten Tochter nieder, und mein Mann kaufte ſeinen Wagen, unerachtet meiner Bitte, es nicht zu thun, da ich kein Dienſtmädchen hatte, meine Kinder mühſam ſelbſt auferzog, welches ſich zu ſeinem Aufwande nicht ſchickte. Er verreiſte abermals, wie lange er ausblieb, weiß ich nicht. Bei ſeiner Zurückkunft mußte ich gleich mit ihm

abreiſen. Von Baireuth brachte er mich nach Lindau am Bodenſee. Da blieben wir aber nicht lange und reiſten nach .... (dem Landſtädtchen, wo Grandiſſons zuerſt erſchienen), wo ich mein Kind taufen ließ. Dann wohnten wir hier in Heidelberg. Von da reiſten wir nach Strasburg, dann nach Nancy, wo ich noch drei Kinder bekam, meinen Sohn Eduard und eine Tochter, welche mir dort ſtarb; ſodaß mir, da ich meine Mathilde ſchon früher in Heidelberg verloren, noch Eduard und ſeine Schweſter blieben. In Dijon trennte ich mich einige Jahre von meinem Manne wegen ſeines groben Betragens gegen mich. Er mußte mir die Hälfte von Allem, was da war, abtreten, und ging mit unſerm Sohne nach Berlin. Nach einiger Zeit verließ ich Dijon und wohnte ein Jahr in Auxonne bei einem Marineoffizier."

„Wie ich an allen dieſen Orten lebte, ruhig, ſtill und arbeitſam, und wie es mein einziges Beſtreben war, mir einige Talente zu erwerben, um meiner Tochter eine gute Erziehung zu geben, daß wir unabhängig leben könnten, iſt Gott bekannt. Ich erhielt öfters Briefe von meinem Manne; auch war er ſelbſt noch einmal in Dijon geweſen, um mich zu überreden, mit ihm zu gehen; ich ging aber nicht. Dennoch beſtimmte mich die unendliche Sehnſucht nach meinem Sohne noch einmal zur Wiedervereinigung. Wir reiſten zuſammen nach Raſtadt; von da zum Abholen meines Sohnes nach Berlin. Nachdem wir uns einige Monate dort aufgehalten, kamen wir zum zweiten male nach Heidelberg, wo ich endlich an dieſen Ort des Schreckens gebracht worden bin."

„Im Angeſichte Gottes betheure ich, daß ich nie an einem Verbrechen theilgenommen und mich keines ſchuldig gemacht; ich bin unglücklich, aber nicht ſchlecht. Ich habe einzig für meine Kinder gelebt, um ſie zu rechtſchaffenen Menſchen zu bilden. Ich hatte mich von der ganzen Welt zurückgezogen;

ich gehörte nicht unter ſie: war unglücklich, ohne es ſagen zu dürfen."

„Ich bitte Sie, Herr Director, auf meinen Knien, befreien Sie mich aus dieſem Aufenthalte des Schreckens und der Verzweiflung. Ich habe nicht einmal Thränen mehr für mein Unglück. Sie ſind Vater, lieben Ihre Kinder; Sie können urtheilen, wie ſchrecklich es iſt, von ihnen getrennt zu ſein. Geben Sie mich meinen Kindern und meine Kinder mir wieder! Vier Tage ſind verfloſſen; heute iſt der fünfte, wo ich ſie nicht geſehen habe. Laſſen Sie mich meine Kinder ſehen; ich beſchwöre Sie bei Gott!"

„— — Heute iſt der neunte Tag, daß ich hier ſchmachte. Ich habe nie, das weiß Gott! ein Verbrechen begangen; keine Uebelthat belaſtet meine Seele."

„— — Heute iſt der zehnte Tag und noch bin ich hier. Ich bitte Sie im Angeſichte Gottes, der auch in dieſen Kerker ſieht, verbeſſern Sie meine Lage; laſſen Sie mich meine Kinder ſehen. Erlauben Sie, Herr Director, daß ich mich mit etwas beſchäftigen darf: ich bin ungewohnt, ſo müßig zu gehen. Geben Sie mir eine Arbeit, was Ihnen gefällig iſt."

Aus den bisherigen Ermittelungen ſchien hervorzugehen, daß Grandiſſon der gefährliche Abenteurer und Dieb ganz auf eigene Hand geweſen, der keine Helfershelfer gehabt, mit Ausnahme der paſſiven Theilnahme der Frau. Ueber den Grad dieſer Paſſivität mußte die Unterſuchung mehr Licht ſich zu verſchaffen ihre nächſte Aufgabe ſein laſſen, um die Strafälligkeit der einzigen, jetzt noch angeklagten Perſon zu ermitteln, eine Unterſuchung, bei der eine Unmaſſe von Indicien und Thatſachen herauskam.

Die Frau hatte von der verbrecheriſchen Thätigkeit ihres Mannes gewußt, ſie hatte von deren Früchten mitgezehrt; ſie wußte, daß ſie und ihre Familie ihr Leben vom Diebſtahl friſteten. Aber ſie erſchien nach ihren Ausſagen, und das bisher Ermittelte widerſprach dem nicht, mehr als eine Märtyrerin der ehelichen Treue gegen einen verbrecheriſchen Gatten. Sie hatte davon erſt Nachricht erhalten, nachdem ihr Ehebund geſchloſſen war. Es konnte als ein Act heroiſcher Pietät erſcheinen, daß ſie dennoch von dem nun Unglücklichen ſich nicht trennen wollte. Sie hatte ihn gewarnt, gebeten, daß er von dem ſchändlichen Gewerbe ablaſſe; ſie hatte ihre Kinder vortrefflich erzogen und war die ſtillſte, häuslichſte, wirthlichſte Frau geweſen, die Tugend aufs höchſte ſteigernd, daß ſie auch einem ſolchen Manne noch in unterwürfiger Treue, ja Liebe anhing. Konnte es Pflicht für ſie ſein, ihn anzugeben oder ihn zu verlaſſen, wodurch er dem Verderben, ſie und ihre Kinder der Schmach verfielen und aller Exiſtenz beraubt wurden? Konnte ein Geſetz von einer Mutter ſolche Selbſtverleugnung fodern? Und wenn das Geſetz es foderte, ſo doch nicht die Moral. Und wenn ſie auch gegen die geſündigt, ſo hatte ſie dieſen Fehl durch die langen qualvollen Jahre, in ſteter Angſt verbracht, gebüßt.

Die Unterſuchung führte aber doch auf etwas mehr.

In ihrer ſchriftlichen Erzählung war eine große Lücke; von Petersburg war ſie plötzlich nach Baireuth verſetzt. Bei den Verhören ergab es ſich, daß ſie von Petersburg nach Emden, von da nach dem Haag und Amſterdam gereiſt waren. Von hier aus ſchien Grosjean ſeine ſyſtematiſchen, induſtriellen Poſtreiſen erſt begonnen zu haben. Von deren Erfolg wollte ſie nichts wiſſen. Erſt in Baireuth bei Anſchaffung des koſtbaren Wagens ſchien ihr Gewiſſen erwacht, als ſie dem Manne wegen Anſchaffung deſſelben Vorwürfe machte. Er erklärte:

„Das geht dich nichts an: es iſt genug, daß ich für dich ſorge. Wenn es dir nicht gefällt, magſt du gehen, wohin du willſt.“ Sie beruhigte ſich. Zu ſehr „alterirt“, wollte ſie ihn nie gefragt haben, auf welche Art er die Poſtwagendiebſtähle begehe: nur ſei ſie verſichert, daß er es immer allein vollbracht. Er habe ihr ſelbſt nicht getraut und das Geld an verſchiedenen Orten vergraben, ohne ihr dieſelben zu nennen. Nach Heidelberg hatte er 6000 Gulden mitgebracht und davon nur zwei Jahre gelebt; ſie würde, rühmte ſie ſich, viel länger damit gewirthſchaftet haben. Später habe er dann von ſeinen Reiſen noch immer etwas mehr Geld mitgebracht.

Der Grandiſſon'ſche Hauslehrer, ein Profeſſor am dortigen Gymnaſium, hatte es, bald nach der Verhaftung der Frau, für ſeine Pflicht gehalten, ein verſiegeltes, ſchweres, dem Anſcheine nach Geld enthaltendes Packet dem Gerichte zu überliefern, welches die Grandiſſon ihm zum Verwahren übergeben. Befragt, ob ſie nichts von Geld oder Geldeswerth bei Seite gebracht oder bei Jemandem hinterlegt habe, leugnete die Verhaftete es anfänglich. Schärfer befragt, geſtand ſie das Factum ein. In dem Päckchen waren an Werth 2500 Gulden in doppelten ſächſiſchen oder preußiſchen Friedrichsdor, dann zwei goldene Doſen, ein in Gold gefaßtes Damenporträt und einige Schaumünzen. Die Grosjean kannte ſehr genau den Inhalt, ihr Mann hatte es ihr bei der Zurückkunft von ſeiner vorletzten Reiſe zum Aufheben gegeben: ſie geſtand, „daß ſie natürlich gewußt“, daß ihr Mann das Geld nicht auf rechtliche Weiſe erworben, und ſie hatte es weggegeben, „damit es bei einer etwaigen Viſitation nicht gefunden werde“.

Sie geſtand, daß ihr Mann ihr öfters von Reiſen, auch außer dem nöthigen Gelde zum Betriebe der Wirthſchaft, Sachen mitgebracht, „von denen ſie gleich gewußt, daß er ſie geſtohlen habe“; z. B. einmal ein ganzes Packt Strümpfe,

nachdem er ihr und der Tochter kurz vorher mehre Dutzend gekauft. Sie brauchte alſo die Strümpfe nicht. Er ſagte ihr: „Hebe ſie nur auf, wenn du ſie auch nicht brauchſt.“ Und ſie hob ſie auf.

Die Zeugniſſe ihrer Bekannten in Heidelberg waren ſehr günſtig für die Frau. Der Profeſſor und Hauslehrer und der Prediger, dem die Kinder zum Religionsunterrichte übergeben waren, konnten ſie als Mutter nicht genug rühmen, wie ſie für das Wohl und die gute Erziehung der Kinder beſorgt geweſen, wie denn Sohn und Tochter unverdorben, ſittlich und fleißig wären.

Auch ihr vorletzter Hauswirth rühmte ſie wie ihren Mann. Als er aber einſt beſtohlen worden, wo (wie nachher angeführt werden wird) kein Anderer als der Mann der Thäter ſein konnte, hatten beide Eheleute den Verdacht auf die Leute im Hauſe zu werfen geſucht.

Die Verhaftete hatte ausgeſagt, ihr Mann ſei oft ſehr geheimnißvoll gegen ſie geweſen und habe ſich in einem Cabinet eingeſchloſſen gehabt, und ſie habe nie hineingehen dürfen. Die beiden Grandiſſon'ſchen Dienſtmädchen und ihr letzter Hauswirth bekundeten dagegen: die Eheleute ſeien in dem Cabinet häufig beſchäftigt geweſen, ſie hätten auf den Schlüſſel dazu ein beſonderes Augenmerk gehabt und beim Ausgehen, wenn er ſich nicht ſogleich vorgefunden, ängſtlich danach geſucht. In dem Cabinet verwahrte Grandiſſon, wie anderweitig ermittelt iſt, die geſtohlenen Effecten und feilte außerdem Nachſchlüſſel.

Sie wollte nichts von den von ihrem Manne ſich beigelegten falſchen Namen, bis auf den Grandiſſon, wiſſen. Man zeigte ihr einen Paß, ausgeſtellt für den Negocianten Charles Grandiſſon aus Stettin, und ſeine Ehefrau Roſe, geborene Müller, aus dem Haag gebürtig, zu Auronne in Frank-

reich wohnhaft. Dieſer Paß führte ihre Unterſchrift mit dem angenommenen, falſchen Namen. Sie wußte nichts darauf einzuwenden, als daß ihr Gatte ihn wahrſcheinlich ausſtellen laſſen und ihr dann vorgelegt habe, mit der Weiſung, einen Namen darunter zu ſchreiben, den er ihr genannt. Sie habe nichts Uebles dabei gedacht. Noch ein zweiter Paß mit denſelben falſchen Angaben fand ſich vor. Sie erkannte, gefehlt zu haben, daß ſie ſich als aus Holland gebürtig angegeben.

Unter ihres Mannes in Berlin weggenommenen Papieren fand man mehre Briefcouverts mit der Adreſſe: „An Madame Grandiſſon in Heidelberg.“ Sie waren augenfällig zu Geldſendungen an ſie im voraus eingerichtet, denn verſchiedene Geldſummen waren darauf notirt, als: mit 120 Gulden, zwei mit 500 Gulden, eins mit 800 Gulden und ein letztes mit 820 Gulden. Aber alle dieſe Adreſſen waren von ihrer eigenen Hand geſchrieben. Ihre Antwort, daß ſie dieſe Couverts im voraus für ihren Mann ſchreiben müſſen, weil er eine ſehr ſchlechte Hand ſchrieb, konnte man gelten laſſen; aber dann mußte ſie ja den Zweck ſeiner Reiſe im voraus kennen, ſie mußte erwarten, wo nicht wünſchen und hoffen, daß er unterwegs Gelegenheit zu fetten Diebſtählen finden werde, um ihr dieſe bedeutenden Geldſendungen machen zu können. Hierauf hatte ſie keine andere Antwort, als daß es doch möglich geweſen, daß ihr Mann noch anderswo Geld ausſtehen gehabt.

Man hatte ein graues Säckchen voll gefeilter Schlüſſel und Feilen ſchon am Tage der Verhaftung unter der Matratze ihres Bettes gefunden, und dies Bette pflegte ſie, nach der Verſicherung der Magd, immer ſelbſt zu machen. Auch bekannte ſie, daß ihr Mann, der dieſe Schlüſſel wahrſcheinlich in dem Cabinet zugefeilt, ihr den grauen Sack bei ſeiner letzten heimlichen Anweſenheit in Heidelberg zum Aufbewahren zugeſtellt habe.

Auch hatte sie, worauf mit einem merkwürdigen Eifer inquirirt ward, aus den von ihrem Manne entwendeten Servietten die Zeichen ausgetrennt und neue eingezeichnet, um die Entdeckung des gestohlenen Gutes zu erschweren. Ihre Ausrede war, zu jeder Reise habe sie dem Manne Servietten aus der Wirthschaft mitgegeben; er habe aber in der Regel dafür andere zurückgebracht, welche sie dann als einen Ersatz der ihren betrachtet und umgezeichnet habe.

Die Zeugnisse von auswärts über die Aufführung der Grandisson lauteten sehr verschieden. Aus Baireuth schrieb man: daß, weil ihr Weißzeug und Silber mit einem fürstlichen oder adeligen Wappen versehen gewesen, man vermuthet, daß sie von hoher Abkunft und von ihrem Manne entführt worden. Sie sei sehr schön, gut, brav und tugendhaft gewesen, über des Mannes häufige Reisen sehr bekümmert, und als er den kostbaren Wagen bestellte, habe sie ihre Unzufriedenheit über die unnöthige Verschwendung deutlich an den Tag gelegt. Eine liebende, treue Gattin, habe sie sich noch besser als Mutter gezeigt und sei aus Baireuth unter Thränen geschieden.

Dagegen schrieben die französischen Behörden aus Nancy und Dijon, welche ihm, Grandisson, ein merkwürdig günstiges Zeugniß abstatten, daß, wenn er sich bisweilen melancholisch gezeigt, wahrscheinlich das zügellose Leben seiner Gattin daran schuld gewesen, welche während seiner Abwesenheit ganz ungescheut einen ihrer Verehrer besucht und ihren schamlosen Verkehr mit demselben nichts weniger als geheimgehalten habe.

Als man ihr im letzten Verhöre den Tod ihres Mannes mittheilte und wie er selbst die strafende Hand an sich gelegt, brach sie in Thränen aus und war tief erschüttert. Aber mit Ruhe erklärte sie, nachdem die erste Bewegung vorüber, daß

sie nun auch nichts mehr über die Verbrecherlaufbahn des Verstorbenen anzugeben wisse.

Mehr ward nicht gegen sie ermittelt. Mit Offenheit bekannte sie, sie habe geflissentlich mitgewirkt, ihren Mann den Händen der Obrigkeit zu entziehen. Sie glaube nicht, daß ein Gesetz existire, welches von einer Frau fodere, daß sie ihren Ehemann in die Hände der Obrigkeit liefere.

Nach diesen Geständnissen scheint ihre Passivität bis an die äußerste Grenze zur thätigen Beihülfe hinausgeführt. Das Lüstre eines Heroismus fällt hinweg. Freilich als ängstlich besorgte Frau, daß es einmal plötzlich herauskommen möchte, warnt sie gelegentlich den Mann, von dem schmachvollen Leben abzustehen: aber das scheinen mehr Gewissensblasen gewesen zu sein, welche dann und wann aus dem Sumpfe der Trägheit und Sünde instinctartig aufstiegen, um die belastete Brust zu beschwichtigen, als daß diese Regungen zu einer eigenen sittlichen Willensthätigkeit geworden wären, sich aus diesem Sündenknäuel loszumachen. Die Liebe zu ihrem Manne war zugleich mit der Achtung längst entschwunden. Sie ließ sich in Baireuth von ihm sagen: „Geh', wenn du willst, ich halte dich nicht." Sie mag auch wol einige mal Anstalt gemacht haben, sich von ihm zu trennen. Darauf deutet die mysteriöse Geschichte mit dem Candidaten Z...., darauf ihr selbst von den französischen Behörden gerügtes zügelloses Leben zu Dijon, was sie in ihrer Autobiographie zu bestätigen scheint, indem sie sagt, ein Jahr in Auxonne bei einem Marineoffizier gewohnt zu haben. Das sittliche Band ihrer Ehe war längst getrennt und zerrissen: wenn es anscheinend durch die Aelternliebe für ihre Kinder wieder zusammengeknüpft wurde, so war der eigentliche Leim doch die gegenseitige Bequemlichkeit und der beiderseitige Vortheil. Er bedurfte einer schönen und liebenswürdigen Frau, um die Scheinrolle zu spielen,

welche vor der Welt ſeinen wahren Charakter verbarg, und ſie einer bequemen Exiſtenz, an welche ſie durch eine ſo lange Reihe von Jahren gewöhnt worden. Hätte er plötzlich aufhören wollen zu ſtehlen, um mit ihr zu betteln, ſo wäre ihr Gefühl ſchwerlich dadurch befriedigt worden. Statt Anſtrengungen bewieſen zu haben, aus der Schmach ſich zu befreien, Anſtrengungen, die zu einer ſittlichen Wiedergeburt geleitet hätten, that ſie mehr als der paſſive Gehorſam gegen den Mann foderte, um ihm in ſeinem Sündenbetriebe behülflich zu ſein. Sie verbarg ſeine Nachſchlüſſel, ſie ſchrieb für ihn Briefcouverts im voraus, damit er den künftigen Raub ihr bequemer zuſenden könne; ſie verſteckte und gab auswärts zur Verwahrung einen anſehnlichen Theil deſſelben, um es den Gerichten zu entziehen, und endlich, das Schlimmſte, war ſie nicht unbetheiligt, wenn es galt, den Verdacht des Diebſtahls auf fremde Perſonen zu wälzen. Das wird die Moral ſelbſt von einer heroiſchen Treue gegen einen geliebten Mann nicht fodern.

Auch die frühere Geſchichte, in welcher die Familie des Predigers Z.... verwickelt geweſen, kam bei der Unterſuchung wieder in Anregung. Der damalige Candidat Z.... war in einem andern Lande, wahrſcheinlich unter einem andern Namen, wie ſein Vater, der Prediger, unvorſichtigerweiſe verrieth, zu Ehren und Anſehen gediehen. Der Inquirent hielt ſich nicht berechtigt, durch Aufrührung einer faſt verſchollenen Sache einen jetzt geachteten Mann einen leichtſinnigen Jugendſtreich ſchwer büßen zu laſſen, und begnügte ſich damit, daß der ehemalige Candidat Z.... die geſtändlich, ob durch Entwendung oder Schenkung aus dem Grandiſſon'ſchen Beſitz acquirirte Summe, inſoweit ſie nicht damals ſchon zurückgezahlt war, jetzt in die Maſſe zurückerſtattete. Nach dem jetzt Ermittelten durfte man annehmen, daß ſeine damalige letzte An-

gabe die richtige geweſen. Er hatte ſich in ein Liebesverhältniß mit der Dame Grandiſſon eingelaſſen; ſie mochte daran gedacht haben, mit dem jungen Manne aus ihren ſie drückenden Verhältniſſen zu entfliehen und ihm die Dukaten als Mittel zum Zweck auch ſchon zu einer frühern Zeit aufgedrungen haben, als er in ſeinem Briefe angab.

Das erkennende Gericht, das Hofgericht zu Manheim, erkannte die Straffälligkeit der Witwe an, ſcheint aber auf die mildernden Gründe zu Gunſten einer vielgeprüften Gattin Rückſicht genommen zu haben, als es in ſeinem Urtheile vom 25. Sept. 1815 die Johanne Roſine Grosjean, geborene Meiners aus Breslau, wegen Antheils an den von ihrem Ehemann verübten Diebſtählen zu zweijähriger Zuchthausſtrafe verurtheilte.

Das Gericht über den Todten war inzwiſchen durch mühſelige Ermittelung und weitläufige Correſpondenz fortgeſetzt worden, ohne zu einem ganz befriedigenden Reſultate zu führen. Nur die Gewißheit erhielt man, daß Grosjean, alias Grandiſſon, ſeine Thaten immer allein vollbracht, mit großer Geſchicklichkeit, einem ſeltenen dauernden Glücke und nebenher mit einer an Manie grenzenden Leidenſchaftlichkeit für das Stehlen. Eine große Anzahl gefährlicher Poſtdiebſtähle und andere Entwendungen, in einer langen Reihe von Jahren in verſchiedenen Ländern verübt und nicht entdeckt, ſind wahrſcheinlich von ihm begangen worden.

Er erſcheint, ſeine Thaten zuſammengenommen, als einer der gemeinen Verbrecher, die nichts liegen laſſen können. Daß er ſich zu ſeiner eigenen Rechtfertigung eine Art Princip zurechtlegte, erfahren wir aus der Angabe ſeiner Frau, zu der er ſagte: auf den Poſtwagen träfe es nur die großen Herren,

denen ſchadete es nicht; ſie machten's auch nicht beſſer. Auch dies iſt nichts Ungewöhnliches; jeder Dieb macht ſich eine ähnliche Rechtfertigung.

Daß er dem Kitzel nachgab, die Rolle eines vornehmen und reichen Mannes zu ſpielen und die Genüſſe des feinern Weltlebens zu theilen, iſt ebenſo wenig eine Seltenheit. Es iſt dabei ebenſo viel Genußſucht als Berechnung, da er unter dieſer Hülle, wenn ſie geſchickt angebracht war, den Verdacht von ſeiner eigentlichen Thätigkeit am beſten ablenkte. So ſehen wir ihn mit beſonderer Vorliebe in Baireuth beſchäftigt, ſeinen eleganten Reiſewagen anfertigen zu laſſen. Zum ſilbernen Beſchlage deſſelben gab er Laubthaler, ſilberne Kaffeekannen, Gabeln, Meſſer, Vorlegelöffel, Salzfäſſer u. ſ. w. her. Damit verſchwand das Corpus delicti früherer Diebſtähle und es entſtand für ihn ein Document ſeines Reichthums und ſeiner Reſpectabilität. Abenteurer ſeiner Art eignen ſich auch fremde Sprachen an. So ſoll er mit Fertigkeit Franzöſiſch, Engliſch und Holländiſch geſprochen haben.

Aber daß er in Heidelberg durch lange Jahre und bei einem zweimaligen Aufenthalt als feiner, gebildeter Mann die beſſere Geſellſchaft um ſich ſehen konnte, ohne durch vorblitzende Züge innerer Roheit und Gemeinheit zu enttäuſchen, oder auch nur einen Verdacht zu erregen, daß man ſeine Abreiſe als eine Calamität für die Stadt bedauerte, daß man ihn durch Gedichte feiern konnte, könnte verwundern, wenn wir in dem Zeugniß der franzöſiſchen Behörden aus Nancy und Dijon, wo er ſich viele Jahre aufgehalten, nicht eine Beſtätigung dafür erhielten, daß der gemeine Dieb ſich äußerlich einen feinen, undurchdringlichen Schönheitsfirniß umgelegt habe.

„Er war", heißt es, „mit ſo vortheilhaftem Aeußern begabt, ſein Benehmen ſo freimüthig und offen, ſein Betragen ſo rechtlich, ſeine Sitten waren ſo ſanft und ſein Benehmen

so delicat, daß er allen Personen, mit denen er in Beziehung gestanden, Vertrauen und Interesse einflößte. Er war sehr splendid, lebte höchst anständig, jedoch ohne Verschwendung, dabei äußerst geregelt. Lectüre und Umgang mit einigen rechtlichen Beamten füllten allein seine Mußestunden aus. Nur wenn er von seinen häufigen Reisen zurückkehrte, schien er nachdenkend und trübsinnig. Diese Melancholie schrieb man der unverzeihlichen Aufführung seiner Frau zu."

Wenn Franzosen einem Ausländer, und einem Deutschen, damals ein solches Lob spendeten, darf man sich nicht wundern, wenn er auch in seinem Vaterlande die feinere Gesellschaft bezaubern und täuschen konnte. Unter seinen Papieren fand man das Empfehlungsschreiben eines französischen Generals, worin er Armateur und Rentier genannt wird. Man konnte auch aus andern Papieren nicht bezweifeln, daß er während seiner langen Verbrecherlaufbahn an verschiedenen Orten eine bedeutende Rolle gespielt und sich die Achtung höherer Standespersonen erworben hatte. Eine angesehene Familie in einer fürstlichen Residenz drückte in ihren Empfehlungsbriefen für Grandisson nicht allein selbst die innigste Verehrung für ihn aus, sondern daß auch die regierende Familie von ähnlichen Gefühlen für den reichen, edeln, liebenswürdigen Mann erfüllt gewesen.

Aber uns fehlen alle Fingerzeige über die von ihm durchgemachte Schule.

Sein Taufschein gab ihn an als am 22. Aug. 1765 zu Weilburg geboren. Seine Aeltern, die eine Zeugfabrik gehabt, waren mit ihm nach Berlin gezogen. Hier, sagte sein Bruder, der Victualienhändler Grocican, aus, habe er die Friseurprofession erlernt, aber er habe sich früh von den Geschwistern getrennt und sei nur einige mal in Berlin wieder erschienen, wo er dann eine vornehme Rolle gespielt,

einmal als großer Kaufmann in Weingeſchäften, ein drittes mal ſei er arretirt worden. Mehr wollte dieſer Bruder nicht von ihm wiſſen. Aus den von Breslau aus mitgetheilten Polizeiacten ergab ſich zwar, daß er 1791 wegen des beim General von Dolfs verübten großen Diebſtahls (in der Biographie ſeiner Frau erwähnt) wegen ermangelnder Beweiſe nicht habe geſtraft werden können, daß er aber, damals 24 Jahre alt und in Dolfs' Dienſten als Tafeldecker, ſchon acht Jahre früher, im ſechzehnten Jahre, zu Berlin wegen eines unter erſchwerenden Umſtänden verübten Diebſtahls zu vierjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden. Die berliner Gerichte beſtätigten, daß er als Friſeur daſelbſt an dem engliſchen Geſandten einen bedeutenden Diebſtahl verübt. In Hamburg, wo er ſpäter in Condition geſtanden, hatte er ſeinem Herrn, einem Edelmann, 3000 Mark entwendet, und war deshalb, doch fruchtlos, mit Steckbriefen verfolgt worden.

Von da ab erfuhr man wenig oder nichts von ſeinen größern, kühnen Unternehmungen, die er meiſtens im Auslande vorgenommen und ſich dabei gebildet haben dürfte. Die Fülle von holländiſchen Dukaten, mit denen er in Heidelberg erſchien, möchte ſich aus jenem Lande herſchreiben. Die Oberpoſtamtsbehörde zu Frankfurt am Main machte aus ihren Regiſtern eine ganze Reihe von Poſtwagendiebſtählen aus den Jahren 1800—11 namhaft, wo die Vermuthung dafür ſprach, daß Grandiſſon ſie begangen. Bei einem derſelben grenzte ſie an Wahrſcheinlichkeit. Es fuhr nur Ein Paſſagier in dem Wagen, ſein Signalement ſtimmte mit dem des ſpäter bekannten Diebes; er nannte ſich Walter, entfernte ſich plötzlich von der ſchon bezahlten Tour mit Extrapoſt, und bei der Ankunft der Fahrpoſt an ihrem Ziele fehlten über 1100 Gulden. Bei Vernehmung der Conducteure und Vergleichung der Poſtkarten ergab ſich, daß derſelbe Paſſagier auf derſelben großen

Tour von Frankfurt nach Leipzig immer verschiedene Namen geführt, als Griesbach, Schloßbrück, Grandisson, Groß, Walter, Rose, Desselmann, Brandes. In Baireuth hatte er als Grandis gelebt.

Noch andere größere Diebstähle, an Mitreisenden gewöhnlich verübt, indem er mit ihnen gemeinschaftlich Extrapost nahm, übergehen wir als Tropfen in ein Meer gethan. Nur als Curiosum: Ein Kaufmann, der auf diese Weise mit ihm gereist, fand aus seinem eröffneten Koffer 105 Friedrichsdor entwandt, dafür aber 9 preußische Thaler als Ersatz hineingethan! Mit einem jungen Edelmanne aus Wien reiste er 1809 gemeinschaftlich von Frankfurt nach Leipzig. Unterwegs in Weißenfels bemerkte der Edelmann den Verlust seiner ganzen Reisekasse, 57 Louisdor, 6 Dukaten, die im Sitzkasten des Wagens verschlossen gewesen. Nur Grandisson konnte sie genommen haben, der, als man in Erfurt einen Spaziergang machte, nicht daran theilnehmen wollte und allein im Wagen zurückgeblieben war. Aber wer wagte auf ihn Verdacht zu werfen, als er in Weißenfels mit einem verächtlichen Lächeln seine Taschen leerte, 300 Louisdor auf den Tisch schüttete und den Reisenden ersuchte, zehn Stück als Darlehn anzunehmen, um damit seine Reise nach Berlin zu bestreiten. Er warf den Verdacht auf den Kutscher.

Um alle Zweifel über die Großartigkeit des Grandisson'schen Geschäftsbetriebs zu heben, fand man, außer dem von seiner Frau im Bette aufbewahrten Sacke mit Dietrichen und Feilen, im Abtritt seiner letzten heidelberger Wohnung einen Bund von 16 Hauptschlüsseln. Später wurden in Eisenach gleichfalls aus dem Abtritt des dortigen Wirthshauses zum Anker, wo Grandisson nach dem letzten Postdiebstahl gewohnt, 24 verdächtige Schlüssel vorgezogen, von denen einer die Schlösser des Postwagens, auf dem der Diebstahl erfolgt war, öffnete.

Aber man fand auch in dem ſchon erwähnten Cabinet eine große Quantität von Zwetſchenbranntwein, Eſſig, Cognac, Thee, Muskaten, Pigment, Pfeffer, Senf, Mandeln, Roſinen, Reis, Perlengerſte, Kaffee, Pfropfen, Schwämme! In dieſem Cabinet waren nur geſtohlene Sachen, und ſeine Frau hatte gar kein Hehl, daß alle dieſe Specereien von ihrem Manne entwendet worden und zwar — ihrem eigenen Hauswirthe!

Hier ſtoßen wir auf etwas Neues, was Zweifel hervorriefe, wenn es nicht durch die Acten beglaubigt wäre. Dieſer großartige Räuber, der durch alle Welt reiſte, um durch Erbrechung der Poſtwagenkaſten Capitalien zu ſtehlen, zu dem Zwecke, als vornehmer Mann in ſeinem Hauſe zu leben und zu erſcheinen, vergreift ſich auch an Specereiwaaren, welche im Verhältniß zu ſeinen gewöhnlichen Erbeutungen von gar keinem Werthe ſind. Er, der ſich nach ſeiner Angabe den koſtbaren, mit Silberbeſchlag verſehenen Wagen mit dem geſtohlenen Silber künſtlich anfertigen läßt, um letzteres verſchwinden zu machen; er, der das Silberzeug, welches in ſeinem eigenen Hauſe war, in Augsburg beſtellt und bei Heller und Pfennig richtig bezahlt hatte — brauchte in ſeiner Wirthſchaft, wie die Zeugen ausſagten, viele Specereiwaaren, aber ſie hatten nie bemerkt, daß die Grandiſſens dergleichen einkauften! Er ſtiehlt Kaffee und Zucker und — bei ſeinem eigenen Hauswirth! Er, der kluge Mann, der ſeine Kunſt über ein Vierteljahrhundert ſo geſchickt ausgeübt, daß er ſeit der Meiſterſchaft nie ertappt worden, ſetzt dermaßen die Klugheitsregel gewöhnlicher Diebe außer Acht, daß er in ſeiner nächſten Nähe, in ſeinem Hauſe und ſeinem Hauswirth Gegenſtände entwendet und aufbewahrt, die ſich ſchwer transportiren laſſen und ſo leicht eine Entdeckung herbeiziehen können!

Warum das? Wir hätten keine Antwort dafür, wenn nicht in den folgenden Thatſachen läge.

Seine Frau war wegen dieser unnützen Diebstähle aufs äußerste ängstlich und unzufrieden. Sie fragte ihn einst, was sie denn mit den vielen Specereien anfangen solle, die sich in der Kammer häuften und die sie doch in der Wirthschaft nicht brauche? Er sagte: „Verkaufe sie an unsern Hauswirth.“ An den Bestohlenen die gestohlene Sache verkaufen wollen und unter diesen Umständen, grenzte, wenn Grandisson es nicht ironisch gemeint, an Wahnsinn!

Aber er stahl seinem Wirthe auch Taback, wenn er verreiste. Mit seinem frühern Wirthe einst auf einer Vergnügungsreise begriffen, übernachteten Beide in zwei Zimmern, die durch eine Thür verbunden waren. Am Morgen vermißte der Wirth seine goldene Repetiruhr mit Kette, um deren Wiedererlangung er alle möglichen Schritte, wiewol vergeblich, that. Grandisson hatte sie gestohlen und nicht für nöthig gefunden, sie zu verkaufen. Vielmehr war es dieselbe, die man ihm noch 1814 in Berlin bei seiner Verhaftung abnahm, und sie kam nach langem Zwischenbesitz, Reisen und Jahren an den rechten Eigenthümer zurück. Eine solche Uhr an sich zu tragen, verräth eine Kühnheit, die an Vermessenheit grenzt.

Aber er steckte auch silberne Löffel in den Wirthshäusern ein, wo er einkehrte, wo er und seine Familie bekannt waren. Vier derselben, die er dem Wirth in Darmstadt entwandt, fanden sich noch in seiner Wirthschaft vor. Er stahl auch Strümpfe für seine Familie, wenn sie deren brauchte oder auch nicht brauchte; 65 Paar einem Handelsmann in Frankfurt gestohlen, fanden sich gleichfalls bei der Haussuchung noch vor.

Diese Strümpfe reauirte derselbe Mann, von welchem der mysteriöse, Ludwig Fischer unterzeichnete Brief herrührte, welcher zuerst dem heidelberger Gericht eine Spur angab, um den Verbrecher zu verfolgen. In dem offenen Laden des Han

delsmanns zu Frankfurt war der reiche Herr Grandiſſon vor drei bis vier Jahren mehrmals vorgeſprochen, um mehre Waaren zu kaufen, die er redlich bezahlte. Aber um dieſe Zeit waren dem Kaufmann auch viele Handſchuhe, Strümpfe und Anderes fortgekommen. Zwar war nur Grandiſſon damals im Laden geweſen, aber wie konnte er nur einem Gedanken Raum geben, daß der immer reiche Handelsherr, der viele Schiffe zur See, in der hamburger Bank allein 200,000 Mark baar liegen hatte, der feinſte Mann von der Welt, der als ein Fürſt im Gaſthofe logirte und mit der reichſten Equipage vor ſeiner Thür hielt, daß dieſer Handſchuhe und Strümpfe entwenden könne? Der Kaufmann erzählte ihm von ſeinem Verluſt, und Grandiſſon hatte lakoniſch erwidert: „Man ſagt nicht umſonſt Waare, d. h. man muß die Sachen wahren!“ Aber dennoch hatte ein anderer Bekannter, und nach dieſer Warnung, geſehen, wie Grandiſſon, mit dem Rücken an den Ladentiſch gelehnt, mehre Handſchuhe weggenommen und in die Rocktaſche practicirt hatte. Man ſtellte ihn auf die Probe. Richtig erfaßte er von vier Päckchen, die zu dem Experimente hingelegt waren, eines und ſteckte es unter den Rock auf die Bruſt. Als er merkte, daß man ihn beobachtet, wandte er ſich nach der Thür: „Was es ſo ſtark ſchneit!“ Als der Kaufmann aber zuſtürzen wollte: „da vorn ſchneit es auch“, trat eine angeſehene Kundin in den Laden, welcher der Kaufmann ſeine Aufmerkſamkeit wenigſtens auf einen Augenblick widmen mußte, und dieſen benutzte Grandiſſon, das Päckchen auf den Boden fallen zu laſſen, mit der Elle auf dem Ladentiſch es weit von ſich zu ſchieben und eilig fortzugehen. In die Strümpfe war der Name Denett gewebt. Auf dieſen Vorfall bezog ſich die Deutung in dem Briefe des Handelsmanns, der übrigens nicht der erſte geweſen, aber wie die andern ohne Erfolg blieb. In ſeiner Frau hatte Grandiſſon

einſt, in Bezug auf dieſe Mahnbrie[illegible]geſagt: „Deshalb kannſt du ruhig ſein, der Kerl iſt noch weniger werth als ich!“ Und er trug die geſtohlenen Strümpfe ruhig fort. In ſeinem Nachlaß in Berlin fanden ſich noch drei Paar davon.

Genug zur Charakteriſtik eines Diebes, dem das Stehlen ſo zur andern Natur geworden, daß er nichts liegen laſſen konnte, der, wenn er im Ueberfluß war, auch Geringfügiges nicht verſchmähte, und den das unerhörte Glück ſo erhoben hatte, daß er, die gewöhnlichſten Klugheitsregeln außer Acht laſſend, um Dinge, die keinen Werth für ihn haben konnten, ſich der Gefahr der Entdeckung ausſetzte.

Seine Frau drückte dem durch ihre Verſicherung das Siegel auf: das ſei ihr das Allerpeinlichſte an ihm geweſen, daß er nicht mehr aus Armuth oder Mangel, ſondern geſtohlen habe, nur weil er es nicht laſſen können.

Der Thäter lag als Selbſtmörder verſcharrt unter dem Sande im fernen Berlin, ſeine Witwe büßte ihre Schuld im Zuchthauſe zu Bruchſal ab. Es blieben von der einſt gerühmten, gefeierten Familie Grandiſſon in Heidelberg nichts als die unglücklichen Kinder, eine wunderbar traurige Erinnerung an das gaſtliche Haus und ein Gantproceß über.

Ein Concursproceß über das Vermögen eines notoriſchen Straßendiebes, der dieſes Gewerbe ein Menſchenalter hindurch getrieben, iſt in unſerer Criminalpraxis gewiß eine ſeltene, eigenthümliche Erſcheinung. Indeſſen betrug die Activmaſſe durch Verſteigerung des Mobiliars, der Wäſche, des Silbergeräths, der Equipagen u. ſ. w. mit Einſchluß des baar vorgefundenen Geldes doch gegen 7000 Gulden, unbeſchadet derjenigen Effecten, welche von ihren Beſitzern in natura reclamirt wurden. Dahin gehörte ein ſehr intereſſantes, in Gold

gefaßtes Porträt einer ſehr jungen Dame, rothwangig, Vierzigig, mit dunkeln Haaren à la Titus, weißem, ſtark ausgeſchnittenem Kleide mit kurzen Puffärmeln, blauer Bandſchärpe und einem blauen Bouquet von Vergißmeinnicht. Der regierende Herzog von Sachſen-Gotha vindicirte daſſelbe als ihm zugehörig. Es war auf dem Poſtwagen von Gotha nach Frankfurt fortgekommen.

An dieſer traurigen Erbſchaft, über welche die Verſtorbenen als Gläubiger ſich ſtreiten mochten, hatten die unglücklichen Kinder keinen Antheil. Zwei wohlerzogene Kinder, der Knabe ſchon Gymnaſiaſt, das Mädchen wegen ihrer Sittſamkeit und Anmuth beliebt, bis da gefeiert als die Kinder glücklicher, reicher Aeltern, hatten mit einem male Alles verloren, ihr Vermögen, ihre Aeltern, ihr Anſehen und mehr als das — der Fluch eines gebrandmarkten Namens haftete auf ihnen für alle Zeiten. Die allgemeine Theilnahme über ein ſo grauſames Schickſal ſcheint ſofort für die Unſchuldigen erwacht zu ſein. Der berühmte Criminaliſt, Stadtdirector Pfiſter, Inquirent in dieſer Sache, verſchaffte der Tochter Mathilde, wie er ſagt, „eine angemeſſene, ihr ſelbſt erwünſchte Verſorgung“. Ihres Bruders Eduard nahm ſich „ein hochherziger deutſcher Prinz an, und ſorgte für ſeine Erziehung“.

3.

Bletry

oder

die Leiche auf der Eisenbahn.

Wenn der Eisenbahnzug bei Mühlhausen vorüberrauschte, ward den Fremden noch vor einigen Jahren ein einsam gelegenes vom Wetter verwüstetes Haus gezeigt. Die verschlossene Thür war mit Spinnegewebe umzogen, die Schwelle mit Gras und Moos bewachsen, die Fenster mit zerschlagenen Scheiben oder mit Bretern vernagelt. „Das ist Bletry's Haus", sagte man, „Niemand will's kaufen, Niemand drin wohnen. Es ruht ein Fluch auf dem Gebäude."

Die Leiche, welche aus dem Hause auf die Eisenbahn geschafft sein sollte, und der Proceß darüber war ein Ereigniß für den Oberrhein, den Elsaß, Frankreich, für Baden und die Schweiz; so wichtig jener Zeit als nur ein politisches, das alle Gemüther entflammt. Der Proceß war ein Ereigniß dieser Länder, Jeder fürchtete, daß sein Nächster davon berührt würde, Jeder spielte mit Polizei, aber vergebens; es ist noch heute ein Räthsel, nicht der Mörder, nicht der Mord, sondern wer die Leiche war, als sie noch als Lebendige auf der Erde umherwandelte.

Es ist ein merkwürdiger Proceß, in dem Alles durchein-

anderschwimmt; je mehr Anzeichen vorgebracht sind, je mehr Zeugen auftreten, um so ungewisser wird das Urtheil, und mit derselben Berechtigung läßt sich der grauenhafte Zusammenhang einer vollendeten Mordthat componiren und bis ins kleinste Detail ausmalen, und die ganze Sache, als ein phantastisches Märchen, aus Luft und Nebel willkürlich gebildet, dem sogar der Kern fehlt, die That selbst, darstellen.

Im Juni 1843 hatte man auf einer Station der Strasburg-Baseler Eisenbahn in einer Kiste die Leiche einer dem Anschein nach ermordeten Frau gefunden. Der Verdacht der Thäterschaft fiel auf einen in Mühlhausen angesiedelten Mann, Namens Bletry, welcher, von guter Familie, in schlechtem Rufe stand, und, in seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommen, mit seiner Concubine eine gemeine Schenke hielt. Dem Gerücht nach war diese Schenke zugleich ein Gelegenheitshaus. Der Zustand dieses Hauses, Blutflecken überall, die Aussagen einer Mitbewohnerin und verschiedene andere Zeugenangaben verstärkten diesen Verdacht dermaßen, daß Bletry, seine Geliebte und noch zwei andere Personen, eine Dienstmagd und ein Weinküfer, verhaftet und in Anklagestand versetzt wurden.

Die ersten Verhandlungen fanden vor den Assisen des Oberrhein im September 1844 statt. Die meiste Schwierigkeit und die meisten Zweifel veranlaßte der Umstand, daß zwar ein corpus delicti, der Körper der Ermordeten, da war, aber alle und jede Spur fehlte, wer diese Todte gewesen sein könne. Trotz aller Bekanntmachungen meldete sich Niemand, der sie kannte; keine Familie, kein Freund, Niemand, der eine ihm angehörige bekannte Person vermißte. Vermuthungen wurden zwar aufgestellt, wer es sein könne, Jeder suchte dazu beizutragen, aber keine dieser Vermuthungen hielt, bei näherer Betrachtung, Stich, und von den 17 Schlachtopfern, die man

allmälig aufgefunden, fand es sich, daß sie entweder noch lebten, oder gar nicht existirt hatten, oder anderweitig ums Leben gekommen waren. Endlich glaubte man ermittelt zu haben, daß die Todte eine gewisse Adele Bulart gewesen, die mit Bletry früher in genauen Verhältnissen gestanden; Bletry sei der Vater eines natürlichen Kindes, welches Adele zur Welt gebracht; er habe sie nun ermordet, um ihrer Belästigungen loszuwerden. Dies blieb nicht allein Vermuthung, sondern Zeugen waren aufgetreten, die den allgemeinen Glauben durch positive Aussagen unterstützten. Sie glaubten in der Leiche (der Kopf war in Spiritus aufbewahrt) Adelen wiederzuerkennen, auch unter den Sachen im Hause, namentlich unter den Kleidungsstücken der gegenwärtigen Concubine Bletry's, Stücke wiederzuerkennen, welche der Ermordeten Bulart zugehört hätten. Daß plötzlich ein Brief der Adele ankam, konnte nichts verschlagen, denn es konnte eine List der Angeklagten und namentlich der Familie Bletry sein, welche ihren Einfluß und ihr Vermögen daran setzten, die Ehre ihres Verwandten zu retten. Da erschien aber plötzlich die todtgeglaubte Adele Bulart selbst vor Gericht, aus einer Entfernung von 120 Lieues hergereist, um ihre Identität, nicht mit dem Leichnam, sondern mit der angeblich ermordeten Geliebten vor dem Gericht zu constatiren.

Hiergegen war kein Zweifel, Adele Bulart war nicht ermordet, aber damit weder aufgeklärt, wer der Leichnam sei, noch der Verdacht gegen Bletry und seine Mitangeklagten im geringsten geschwächt. Aber auf den Antrag der Vertheidiger der Angeklagten selbst wurden hierauf diese ersten Verhandlungen vertagt und der Proceß an die Assisen von Kolmar verwiesen, wo die Verhandlung der Sache am 10. März 1845 aufs neue begann.

Die ehemalige deutsche Reichsstadt wimmelte von Fremden, die von weither zuströmten, um den Verhandlungen beizuwohnen, und Berichterstatter von allen namhaften pariser Zeitungen waren zugegen, um die Kunde von jeder Sitzung so schnell als möglich nach der Hauptstadt zu senden.

Die Anklageacte lautete:

„Am Morgen des 10. Juni 1843 bemerkten die Beamten der Eisenbahn auf der Station Fegersheim, bei Strasburg, plötzlich einen starken Leichengeruch, der aus einer Kiste hervordrang, welche am 5. desselben Monats bei der Ankunft eines Zugs dort abgeladen und von Niemand in Anspruch genommen war. Die Kiste wurde von den Gerichtsbehörden geöffnet, und man fand darin die gräßlich verstümmelten Reste einer Frau von 40—50 Jahren. Der Leichnam hatte am Hals eine große, klaffende Wunde; die Beine, welche in der Kiste keinen Platz gehabt hätten, fehlten. Dieselben waren in den Gelenken abgenommen, und die Ablösung verrieth einige wundärztliche Kenntniß. Das Gesicht hatte an der rechten Wange einen kleinen fleischigen Auswuchs oder Warze, von der Größe einer Linse, und einen ähnlichen am Kinn. Die in der Kiste gefundenen Kleidungsstücke deuteten darauf, daß die Leiche zu der ärmern Classe der Gesellschaft gehört haben mußte, während der Zustand des Körpers, und besonders der Hände auf einen höhern Stand schließen ließen."

„Der Leichnam wurde ärztlich untersucht. Die Aerzte erklärten, die Wunde sei der unbekannten Person im Leben beigebracht worden; sie sei die einzige Ursache des Todes gewesen, welcher sofort erfolgen mußte, da die Pulsadern durchschnitten waren. Augenscheinlich lag hier ein Mord vor. Die Verwundung geschah mit einem sehr scharfen Werkzeug, unten am Halse, und mit einem einzigen Stoße, den eine sichere Hand mit großer Kraft führte. Die Waffe drang bis

in die Wirbelsäule ein; das Opfer hat keinen einzigen Schrei ausstoßen können. Man fand an dem Körper keine Spur eines Kampfes, keine Quetschung oder Wunde, die auf einen Widerstand hindeutete. Wenn die ermordete Frau nicht während ihres Schlafes überfallen wurde, so mußten mindestens zwei Personen theil an der That genommen haben; die eine hielt sie, während die andere die Waffe führte. — So weit die ärztliche Erklärung."

„Die Kiste, in welcher die Leiche gefunden worden, gab in Bezug auf den Ort der That eine Andeutung, die um so wichtiger war, als man sich augenscheinlich bemüht hatte, die Spur derselben zu verwischen. Auf der Kiste befand sich nämlich ein Streifen Papier, mit den Worten: «Von Dornach nach Fegersheim.» Das Wort Dornach war mit Bleistift geschrieben, und noch vollkommen lesbar; obschon deutlich zu sehen war, daß man es mit nassem Finger hatte auslöschen wollen."

„Die Beamten der Eisenbahnstation zu Dornach erklärten: Am 5. Juni, einige Minuten vor Ankunft des Zugs, der um 9 Uhr 39 Minuten anlangt, seien zwei Frauen auf die Station gekommen; die eine sei ungefähr 25 Jahre alt gewesen, die andere, 40—45 Jahre, von starkem Körperbau, breitschulterig, mit stark gerötheten Gesicht, die Nase etwas breit und platt. Sie hatten eine Kiste bei sich, welche der Saalwärter ihnen abnahm. Die ältere ließ die Kiste nach Fegersheim einschreiben und nahm für sich selbst einen Platz im Waggon dahin; sie sprach Französisch und Deutsch im dortigen Volksdialekt und trug die dort übliche Tracht. Ihre Gefährtin sprach nur Deutsch; sie sagte dem Saalwärter, ihr Nacken breche ihr fast vor Müdigkeit; sie komme vom Oberelsaß zu Mühlhausen."

„Hiernach mußte man den Ort des Verbrechens in Mühl

hausen suchen; doch blieben die Nachforschungen dort ohne Erfolg. Nur fand man jetzt in dem Hohlwege bei Pfaffadt, eine Stunde von Bletry's Wohnung, die Beine des Schlachtopfers; und allem Vermuthen nach hatte man sie aus Furcht vor einer Haussuchung dorthin gebracht. Die Beine waren in ein großes Taschentuch gewickelt, das mit den Buchstaben B. G. gezeichnet war, gerade wie ein in der Kiste gefundenes Tuch."

„Hierauf brachte man in Erfahrung, daß am 5. Juni, zwischen 8 und 9 Uhr Morgens, mehre Leute gesehen hatten, wie ein Wagen mit einem Pferde von der Altkircher Brücke kam, in deren Nähe Bletry's Haus liegt, und nach dem Oberthore zufuhr. Pferd und Wagen gehörten, wie man Beweise dafür hat, dem Freunde Bletry's, Martin Schulz. Auf dem Wagen saßen Franziska Lallemand, die seit einigen Jahren in enger Verbindung mit Bletry steht, und Fritz Weidenbacher, Bletry's Knecht; auch bemerkte man auf dem Wagen eine Kiste, welche der zu Fegersheim gefundenen ähnlich war."

„Bald darauf wurde Bletry's Haus, das schon längst in übelm Rufe stand, von den Behörden durchsucht. Alles verrieth hier eine Unordnung, die sich nicht dadurch hinreichend erklären ließ, daß man gerade dort die Wäsche hatte. Man fand zwei Servietten, mit denselben Buchstaben B. G., welche, nach der Aussage Bletry's, auf allem Weißzeug seines Vaters stehen, der mit einer P .... Götz verheirathet war."

„Eine Frau Lacour, die in den Mansardenzimmern des Bletry'schen Hauses wohnte, sagte aus, sie habe, als sie das Weißzeug Bletry's und seiner Leute gewaschen, die Spuren einer blutigen Hand auf einem Mannshemd bemerkt, habe diesen Flecken der Magdalene Dinicher gezeigt, die seit kurzem in Bletry's Diensten stand, und diese habe bei dem An-

blick eine große Angst verrathen. Andererseits glaubten die Zeugen Debour, Einnehmer an der Eisenbahn zu Dornach, und Brigué, Saalwärter daselbst, in dieser Magdalene Dinicher dasselbe Weib zu erkennen, welches am 5. Juni die Kiste, in welcher sich die Leiche fand, begleitet hatte. Im ersten Augenblick erkannte sie Brigué ausdrücklich und bestimmt; später äußerte er es zwar nicht mehr mit derselben Gewißheit, blieb jedoch beharrlich dabei, daß er glaube, sie sei es."

„Noch andere Zeugnisse erhärteten, daß Magdalene Dinicher am 5. Juni Morgens auf dem Wege vom Oberthore nach Dornach eine Kiste, die der zu Fegersheim gefundenen ähnlich war, getragen, oder auch eine andere Person, welche die Kiste trug, begleitet habe. Vergeblich suchte sie ein Alibi zu beweisen."

„Aus allen diesen Anzeichen ergab sich die Wahrscheinlichkeit, daß Bletry's Haus der Schauplatz des Verbrechens gewesen. Bald kamen neue hinzu. Man erfuhr, am 5. Juni sei eine Frau von ungefähr 40 Jahren, die in Aussehen, Benehmen, Sprache und Tracht eine Frau aus den höhern Classen verrieth, zu verschiedenen Stunden in mehren Stadtvierteln von Mühlhausen bemerkt worden; sie trug ein dunkelfarbiges Kleid, schwarzen Hut und Schleier, weiße Strümpfe, und um Hals und Brust eine sehr schöne goldene Kette. Sie erkundigte sich bei mehren Personen nacheinander, wo Bletry wohne. Einige dieser Personen beobachteten, daß die Haare der Frau bereits ins Graue spielten; andere erinnern sich, daß sie an einer Wange einen kleinen fleischigen Auswuchs hatte. Man bemerkte sie zuerst um 10 Uhr Morgens; um 1 Uhr sah man sie zum letzten mal, in dem Augenblick, als man ihr von der Altkircher Brücke aus Bletry's Haus zeigte, das nahe dabei liegt, und wohin sie ihre Schritte richtete."

„Am nämlichen Tage, um 7 Uhr Abends, sahen zwei

andere Zeugen eine Frau, deren Personalbeschreibung ganz mit derjenigen übereinstimmt, die man von der erwähnten Dame hat, aus dem Hause Bletry's in den kleinen Garten gehen, welcher an dasselbe stößt."

„Obschon indessen Bletry und seine Mitangeklagten zugestehen, sie seien am Nachmittage des 3. Juni zu Hause gewesen, so leugnen sie doch, daß eine fremde Dame ins Haus gekommen sei. Sie geben mehre Personen an, welche vielleicht an diesem Tage zu ihnen gekommen: allein diese Letztern leugnen die Thatsache ab, und außerdem haben sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit der gegebenen Personalbeschreibung der unbekannten Dame. Hingegen trifft dieselbe so sehr mit dem vorhandenen Kopfe des Leichnams überein, daß die meisten Zeugen, welche mit jener Dame gesprochen, sich davon aufs höchste überrascht zeigten: denn der Kopf hat denselben fleischigen Auswuchs an der rechten Wange, und die Haare spielen ebenso ins Graue über."

„Das Ableugnen des Besuchs einer solchen Frau am 3. Juni steigert den Verdacht gegen die Angeklagten; dieser Verdacht wird aber unendlich verstärkt durch die Aussagen der Frau Lacour. Die Letztere war am Sonnabend, 3. Juni 1843, in der Küche, die sich in den Mansarden des Bletry'schen Hauses befindet, als sie in dem Zimmer, das gerade unter der Küche liegt, einen erstickten Schrei hörte, welchem ein dumpfes Geräusch folgte, als wenn ein schwerer Körper auf den Boden fiele. Wenige Augenblicke nachher hörte sie Franziska Lallemand aus diesem Zimmer kommen; ihr Gesicht war ganz verstört, ihre Stimme bewegt; sie konnte sich kaum aufrechthalten. So stieg sie einige Stufen der Treppe hinauf, die zu den Mansarden führt, und verlangte eine Feder. Frau Lacour gab ihr einen ungeschnittenen Kiel."

„Nach einigen Minuten öffnete Bletry die Thür dieses

Zimmers und rief mit einer Stimme, die eine tiefe Erschütterung verrieth, seinen Knecht Fritz, den er beauftragen wollte, einen Brief auf den nach Mömpelgard abgehenden Eilwagen zu besorgen."

„Bei der Haussuchung entdeckte man denn auch die noch leicht zu erkennende Spur einer blutigen Hand auf dem Treppengeländer, gerade an der Stelle, wo Franziska Lallemand in tiefer Erschütterung stehen geblieben war. Dann fand man unter dem Canapé, das in der erwähnten Stube stand, und wegen seiner großen Schwere nicht von der Stelle gerückt werden konnte, einen starken Blutflecken, der trotz des Aufwaschens des Zimmers geblieben war. An dem Fußboden der Stube und an der Decke des darunterliegenden Zimmers konnte man sehen, welche Mühe man sich bei dem Aufwaschen gegeben. Damit das viele Wasser geschwinder abfließe, hatte man in dem Fußboden eine Menge Löcher gebohrt; und man hat einen Bohrer gefunden, welcher, nach dem Gutachten der Sachverständigen, derselbe ist, der hierzu gebraucht worden. Diesen Bohrer hatte Franziska Lallemard, nach verschiedenen Zeugnissen, am Morgen des 5. Juni entlehnt; also an demselben Tage, wo die Leiche fortgeschafft wurde, zwei Tage nach der Mordthat."

„Pietry selbst, durch alles Dies gedrängt, gestand zu, er habe am 3. Juni, Abends um 9 Uhr, die Frau Lacour um eine Feder ersuchen lassen; da er sie jedoch nicht habe brauchen können, habe er sich des Stieles seines Federhalters bedienen müssen. Er kann indessen keinen wahrscheinlichen Grund dafür angeben, was ihn veranlaßt habe, in diesem Augenblick zu schreiben. Der Zeuge Fissen, Tischgenosse und vertrauter Freund Pietry's, erklärt, daß am Abend des 3. Juni Pietry, gegen seine Gewohnheit, seine (Fissen's) Gegenwart im Hause abzulehnen suchte. Andere Zeugen erklärten, daß

an diesem Abend Pletry's Haus Jedem verschlossen war, während dasselbe, als Herberge, doch Allen hätte offenstehen sollen. Fritz Weidenbacher und Magdalene Dinicher wehrten den Besuchenden den Eingang."

„Ferner ist erwiesen, daß die Kiste, in welcher man den Leichnam fand, der Franziska Lallemand angehörte; sie war im Besitz derselben schon ein Jahr vorher, als Pletry dies Mädchen in einer Erziehungsanstalt zu Mühlhausen unterbrachte. Zwar behauptet Franziska, sie habe damals eine ganz andere Kiste in jene Anstalt mitgebracht; allein diese letztere Kiste ist von keiner der Personen, die mit ihr in Berührung waren, als ihr gehörig erkannt worden; Alle behaupten, dieselbe nie gesehen zu haben."

„Ferner ist erwiesen, das Pletry lebhafte Besorgniß in Betreff eines Schlüsselbundes geäußert hat, welchen er auch bei Seite zu schaffen wußte; als die Behörden dessen Vorzeigung verlangten, brachte er einen Schlüsselbund herbei, der augenscheinlich ein ganz verschiedener war. Auch berichten mehre Zeugen Aeußerungen der Angeklagten, die man nur in Beziehung auf das verübte Verbrechen deuten kann."

„Da solchergestalt die Beweise der That feststehen, erscheint es überflüssig, nach deren Beweggründen zu fragen. Dieselben lassen sich schon deshalb nicht mit voller Bestimmtheit nachweisen, weil, trotz aller Nachforschungen, der Name des Schlachtopfers nicht entdeckt werden konnte. Indessen lassen sie sich dennoch hinreichend herausstellen. Vor dem 7. Juni befand sich Pletry in so großer Geldnoth, daß er aufs Aeußerste gebracht schien; er mußte Geld für das tägliche Brot borgen. Nach dem 7. Juni kehrt plötzlich der Ueberfluß ins Haus ein; Ausgaben ohne Noth und ohne Zweck geschehen Tag für Tag; die vertrautesten Freunde Pletry's sind in Erstaunen darüber und können sich diese plötzliche Aenderung nicht er

klären. Bletry ſelbſt vermag keine Auskunft darüber zu g
ben; die einzige Erklärung findet ſich in der Bereicheru
durch die Mordthat."

Doch ſind auch dieſer Klageſchrift, die alles Faßbare u
faßt, mehre Momente entgangen, welche ſpäter erſt in d
Zeugenverhören zu Bedeutung auftauchen, d. h. zu der B
deutung, welche man hüben oder drüben ihnen beilegt. D
Materie, mit der man es hier zu thun hat, iſt weich, e
Fluidum; erſt durch die ſubjective Berührung, Anſchauun
Beleuchtung gewinnt ſie Geſtalt, Farbe und Weſenheit.

Die vier Angeklagten auf ihrer Bank hatten die Au
merkſamkeit mehr gefeſſelt als die Anklageacte, deren Inh
aus den erſten Verhandlungen und aus hundertfachen Z
tungsnachrichten den Zuhörern bereits bekannt war. Neu
von Bedeutung war, aller Sorgfalt der Behörden ungeacht
in letzter Zeit nicht hinzugekommen.

Bletry, der Hauptangeklagte, mit Vornamen Jean N
colas Soſthenes, war ein Mann im Alter von 45 Jahre
er gab ſein Gewerbe als Handelsmann an. In geſchma
voller Kleidung, von kleiner Geſtalt, ſchwarzen und lebh
blickenden Augen, ſah er eher einem Südfranzoſen ähnl
als einem Elſaſſer.

Franziska Lallemand, ſeine Geliebte und Haushälter
aus Sevenans bei Belfort, wird als ein hübſches, blondha
riges Mädchen geſchildert, 24 Jahre alt.

Friedrich Weidenbacher, Bletry's Diener, früher Küf
46 Jahre alt, und aus Birgheim in Würtemberg gebürt
erſcheint in den Verhandlungen gewiſſermaßen als die luſti
Perſon der Tragödie, wenigſtens paſſiv. Sein apathiſch

Gesicht, von dem es heißt, daß es einen bedeutenden Mangel an Verstand ausdrücke, lächelt beständig. Von Angst, Schreck und andern Affecten keine Spur. Als Trinker bekannt, drückt er während der Verhandlungen nur Einen Schmerz aus, daß er in der langen Gefangenschaft seiner einzigen und Hauptneigung zum Weine entsagen müssen. Er spricht nur Schwäbisch-Deutsch. Fragen und Antworten müssen daher durch einen Dolmetscher (in einer deutschen Stadt!) mitgetheilt werden. So spielt das rein deutsche Element hier im Processe die traurige Rolle, welche es nur zu oft an dieser Grenze zu spielen verdammt ist.

Magdalene Dinicher, eine zeitlang in Bletry's Diensten, ist ein elsasser Bauermädchen, 40 Jahre alt, aus Schlettstadt gebürtig, die Französisch und Deutsch spricht.

Neben den Advocaten für die Angeklagten hatte noch eine Person Platz genommen, welche nicht unwichtig auf den Proceß einwirkte, obgleich sie während der Verhandlungen nicht das Wort genommen hat. Es war Bletry's Bruder, der seine Stelle als Staatsanwalt zu Mömpelgard aufgegeben hatte, um die Vertheidigung des angeklagten Bruders zu unterstützen. Der Advocat Baillet rühmte in seiner Vertheidigungsrede, daß er ein edles Beispiel brüderlicher Hingebung gezeigt, indem er auch sein Vermögen, das mühsam erworbene Erbgut seiner Väter, 97,000 Francs, hingeopfert, um Mittel zu schaffen, seines Bruders Unschuld zu beweisen.

Wie viel davon auch oratorischer Schmuck sei, um bei den Geschworenen das Interesse für die Leidenden zu erhöhen, so bleibt doch als Resultat, daß hier außerordentliche Mittel versucht wurden, für die Angeklagten zu wirken. Von der einen Seite scheint man es als eine allgemeine Ehrensache betrachtet zu haben, daß der Flecken von der im Elsaß sehr angesehenen Familie Bletry — der verstorbene Vater des Angeschuldigten in

Belfort wird als eine besonders in Ansehen und Achtung gestandene Notabilität erwähnt — abgenommen werde, während die Anklage es ebenso hervorhebt, daß ein Verbrechen nicht um deshalb unbestraft bleiben dürfe, weil der Thäter den höhern Kreisen der Gesellschaft angehöre.

Der Generaladvocat bemerkte in seiner Anrede an die Geschworenen, daß ihre Aufgabe „unter dem Schwanken der öffentlichen Ansichten, in der Hitze des Meinungsstreites, in der drängenden Bewegung mannichfacher Leidenschaften" eine schwierige sei. Daß eine Voreingenommenheit mit im Spiele gewesen, daß auch hier der Volksglaube mit thätig war, daß ein epidemischer Wahn Vermuthungen erweckte, steigerte, und in dieser Dunstatmosphäre Zeugen aufwuchsen, die ihren Glauben an die Sache für Kenntniß von derselben nahmen, scheint nicht in Abrede gestellt werden zu können. Wo ein solcher Volkswahn gegen Angeklagte kämpft, gehören freilich ungewöhnliche Mittel und Anstrengungen dazu, ihm zu widerstehen.

Die Apparate zur Verhandlung entsprachen der schreckhaften Erwartung, die man nach dem bis da Bekannten hegen durfte.

Am Fuße der Gerichtstafel sah man auf einem Tische eine Kiste von gelblicher Farbe, dieselbe, in welcher der Leichnam gefunden; das Gestell des Canapé, auf welchem der Mord geschehen sein sollte; das Hemd, welches man an der Leiche fand, mit den Buchstaben B. G. gezeichnet; dann zwei große Taschentücher mit denselben Buchstaben; endlich mehres Weißzeug, im Hause Bletry's gefunden.

Nachdem die Anklageschrift verlesen worden, ward eine Kiste herbeigebracht, in welcher sich eine genaue Nachbildung des Bletry'schen Hauses befand, die Bletry selbst im Gefängnisse angefertigt hatte. Das Haus, wie schon erwähnt, liegt in der Nähe von Mühlhausen, zwischen dem Wege nach Alt-

kirch und der Eisenbahn von Basel nach Strasburg; es hat ein Erdgeschoß mit einem obern Stockwerke, und Mansarden über dem letztern. In dem Zimmer, das rechter Hand im obern Stock liegt, ist, wie die Anklage sagt, das Verbrechen begangen worden; es war das Wohnzimmer der Geliebten Bletry's, Franzieka Lallemand. Bletry wohnte in dem gegenüberliegenden Zimmer.

Hierauf hielt der Generaladvocat eine Anrede allgemeinen Inhalts an die Geschworenen, und nachdem die Zeugen aufgerufen worden — 130 an der Zahl! — hieß der Präsident die Kiste auf dem Tische öffnen, und man erblickte in einer gläsernen Kugel einen scheußlich aussehenden, fast unkenntlichen Kopf.

Bletry mußte nähertreten. Befragt, ob er den Kopf kenne, antwortete er mit fester Stimme: „Nein, Herr Präsident.“ Er verrieth, als er sich wieder hinsetzte, nicht die geringste Erschütterung.

Die Verhandlungen gingen zum Verhör der Angeklagten über.

Bletry beschuldigte die Anklage eines vollständigen Irrthums. Man habe, seit er im Gefängnisse sei, alle seine Handlungen angegriffen und die reinsten Thaten seines Lebens gegen ihn gekehrt.

Wenn eine schwarze Dame am 3. Juni zu wiederholten malen nach ihm gefragt, so wisse er nichts davon, und könne doch nicht verhindern, daß Jemand seinen Namen nenne und nach ihm frage. Weder sei eine solche Dame an dem Tage in sein Haus getreten, noch sei, oder könne sie an dem Nachmittage in seinem Garten spazierengegangen sein. Möglich wäre es, daß eine solche Dame in dem offenstehenden Garten seines Nachbarn spazierengegangen.

Die Angabe der Lacour von dem Vorfalle am Nachmittage des 3. Juni (einem Sonnabend) stellte er jedoch nicht absolut als Lüge oder Einbildung in Abrede. Nur könne sie keinen Schrei gehört haben. Er habe an dem Nachmittage krank daniedergelegen. Er habe nach Franziska mit lauter Stimme gerufen. Auch das Geräusch, den Fall, den die Lacour gehört haben wollte, wies er ganz ab. Das Geräusch werde daher gekommen sein, daß er einen Ziegelstein zerbrochen, welchen er in ein Packet thun wollen, das einen Brief an seinen Bruder nach Mömpelgard enthielt. Ihm sei ein Gerichtsbefehl, absichtlich spät, übergeben worden, er habe nicht gewußt, daß es ein Endurtheil sei, welches, wegen einer Forderung, den Arrest gegen ihn verfügte. Nachdem er den Brief an seinen Bruder geschrieben, habe er einen halben Ziegelstein in das Packet gelegt, damit dasselbe das vorschriftmäßige Gewicht von einem Kilogramm erhalte, um von der Diligence mitgenommen zu werden. Der Beweis, daß sein Brief sehr dringend gewesen, ergebe sich daraus, daß, nachdem er am Sonnabend Abend geschrieben, die Antwort des Bruders schon am Montag (5. Juni) eingetroffen wäre.

Der Präsident bemerkte, wie es auffällig sei, daß er diese Erklärung erst nachträglich gegeben, während er früher den Schrei und das Geräusch anders zu erklären versucht. Bletry erwidert: daß ihm tausend Umstände in dieser Sache jedesmal erst wieder bei Gelegenheit ins Gedächtniß kämen.

Ihm ward ferner bemerkt, daß der damalige Gerichtsbefehl gar nicht so dringend gewesen, als daß er um deswillen, und noch dazu krank, sofort an seinen Bruder schreiben müssen, um dessen Rath zu erholen. Bletry entgegnete: von fünf bis sechs Verhaftsbefehlen gedrängt, mit der Aussicht auf den Bankrott, der vor der Thür stehe, werde man beim unbedeutendsten Gerichtsbefehl ängstlich; überdem habe ihm der Gläu-

biger, der ihm diesen letzten Befehl behändigen lassen, besondere Beweise seines Hasses gegeben, sodaß er, wenn auch noch nicht auf der Stelle den Verhaft, doch die Beschlagnahme seines ganzen Hausgeräths zu gewärtigen gehabt.

Seine Betrübniß am 4. Juni (Sonntag), die von Vielen bemerkt worden, erklärte Bletry als sehr natürlich nach so vielfachen Bedrängnissen von Seiten seiner Gläubiger; dann aber habe er seit dem 31. Mai an einem heftigen Halsübel gelitten, weshalb er sich öfters Blutegel setzen müssen.

Von Blutflecken in seinem Hause, in seiner Wäsche wisse er nichts. Wenn dergleichen gefunden worden, möchten sie von den Blutegeln, oder auch von den Hämorrhoiden herrühren, an denen er gelitten und die oft Blutverlust veranlaßt hätten.

Die mit B. G. gezeichneten Tücher, welche bei der Leiche gefunden, kenne er nicht, er habe sich überhaupt um sein Weißzeug sehr wenig gekümmert. Uebrigens könnten viele Hundert Personen Namen haben, welche mit diesen Buchstaben anfingen: „Bin ich schuldig, sind diese es auch."

Am Morgen des 5. Juni, Montags, waren nach der Anklage seine drei Mitschuldigen auf einem Wagen auf dem altkircher Wege gesehen worden. Dieses bestritt Bletry auf das bestimmteste. Weidenbacher und die Dinicher hätten an dem Tage das Haus nicht verlassen; er aber sei an dem Montage mit seiner Geliebten, Franziska, nach Basel mit der Eisenbahn gereist.

Bletry hatte ein Bund Schlüssel beiseite geschafft, welches er seinem Freunde, dem Commissar Fisson, übergeben, um die Schlüssel einzeln wegzuschaffen. Unter denselben sollte auch der zur Kiste gewesen sein, in welcher sich die Leiche befand. Der Angeklagte erklärte, er habe es gethan, weil er nicht geglaubt, daß er zwei Jahre im Gefängniß schmachten

werde, auch damit ein anderer Bekannter, Galiſſer, nicht belästigt werde. Uebrigens habe er Fiſſon auch gebeten, 200 Francs in Golde, die Franziska, ihm unbewußt, gehabt, mitzunehmen, damit ſie ihr nicht geſtohlen würden.

Daß Franziska nach der That ſoviel Geld beſaß, war auffällig, da kurz vorher im Hauſe und in der ganzen Wirthſchaft eine ſo große Dürftigkeit geherrſcht. Bletry konnte darauf nichts anführen, als daß er von ihrem Gelde nichts gewußt, da er nicht gewohnt ſei in den Sachen anderer Perſonen nachzuſuchen.

Es ſei ermittelt, erklärte der Präſident, daß Bletry vor dem 3. Juni im größten Mangel ſich befand; ſeinen Holzbedarf kaufte er jedesmal für 4—5 Sous ein. Am 3. Juni hatte er nur 7 Sous, während an den nachfolgenden Tagen ein plötzlicher Wohlſtand eintrat; denn er habe verſchiedene Ausgaben gemacht, ein Schild und Anderes eingekauft, ſei nach Baſel und anderswohin gereiſt, ohne daß ein beſonderer Zweck dieſer Ausflüge klar geworden.

Bletry erwiderte darauf, daß er ein Handelsmann ſei, aber es ſei unwahr, daß er im Mangel geweſen. Wenn er ſeinen Gläubigern nicht Vertrauen eingeflößt, würde er nicht noch jetzt eine Maſſe von 138,000 Francs beſitzen. Jedenfalls ſei er nicht ohne Hülfsquellen geweſen.

Dieſer Vermögenspunkt, ſeine Schuldverhältniſſe, alſo das Motiv der That, ſcheint durch die Unterſuchung am wenigſten erſchöpft und aufgeklärt. Hier mögen die Unterſtützungen und Bemühungen der Familie den Bankrott aufgehalten und das Licht, was daher kommen durfte, verdunkelt haben. Daß aber ein wirklicher, wenn auch nur augenblicklicher, großer Mangel da war, wird durch die Zeugenausſagen außer Zweifel geſetzt.

Die Aussagen der drei andern Angeklagten stimmen im Wesentlichen mit der Bletry's überein; sie hatten bis zu ihrer Verhaftung Zeit genug sich zu verständigen, ja communicirten auch noch im Gefängniß in der ersten Zeit miteinander. Ein Gefängnißwärter ward deshalb seines Amts entsetzt.

Franziska Lallemand erklärt mit der zuversichtlichsten Ruhe, daß sie unschuldig sei. Auch sie wußte nichts von einer fremden, schwarz gekleideten Dame, welche am Nachmittage des Sonnabends in ihr Haus gekommen und im Garten spazierengegangen sei; ja sie versicherte mit Bestimmtheit: „Es ist keine andere Dame gekommen." Sie nannte mehre Frauen, die wol gekommen sein dürften, die aber von den Zeugen gekannt waren und die, nach Aussage derselben, keine Aehnlichkeit mit der Fremden gehabt.

Die Geschichte mit dem Aufschrei, dem Fall, daß dieser von einem Ziegelsteine hergerührt, den Bletry zerbrochen, erzählte sie ganz in Uebereinstimmung mit diesem Letztern. Aber auch sie hatte diese Erklärung erst bei den spätern Verhören abgegeben. Warum? „Wenn man unschuldig ist, denkt man nicht an Alles." Sie wußte nichts davon, daß sie sehr aufgeregt gewesen, als sie aus der Stube auf die Treppe trat, und nichts von einer blutigen Hand. Den Brief, den Bletry geschrieben, oder vielmehr das Packet, habe sie selbst an dem Abend nach der Diligence getragen, weil Fritz Weidenbacher zu langsam sei.

Auch Franziska war am Sonntage (4., Pfingsttag) sehr traurig gewesen, und man hatte an ihr die mehr als nachlässige Tracht an dem Festtage auffällig bemerkt. Sie wollte in der Küche mit häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen sein.

An diesem Pfingstsonntage sollte, der Anklage zufolge, Niemand in das Haus eingelassen worden sein. Franziska behauptete, es habe Jedem offengestanden, und weder habe

sie dem einen Zeugen, der es behaupte, den Eintritt verwehrt, noch Herrn Fisson in der Wirthsstube zurückgehalten, da Bletry selbst unten gewesen, der Fisson keineswegs entfernen wollen.

Franziska leugnete nicht, daß Blut im Hause, vielleicht in der Wäsche, vielleicht auf den Möbeln gewesen, aber diese Blutflecken könnten nur von ihrer Schwester herrühren, die eine Zeit bei ihr gewohnt und krank gewesen. Der Präsident machte sie darauf aufmerksam, daß Blutflecken auch über dem Canapé, auf der Tapete und dem Getäfel gefunden worden; wenn ihre Schwester Blutverlust gehabt, hätte doch dies Blut nicht so hoch spritzen können.

Die beiden Tücher, mit den Buchstaben B. G., deren eins bei der Leiche, das andere um die später entdeckten Beine als Umschlag gefunden worden, wollte sie nie gesehen haben.

Montag, am 5. Juni, sei sie früh bei einem Herrn Decker gewesen, um ihren Miethsvertrag einschreiben zu lassen. Nach dem Frühstück sei sie mit Bletry nach Basel gefahren, um ein Wirthshausschild zu kaufen. Es sei daher unmöglich, daß sie mit der Dinicher und Fritz Weidenbacher über die Altkircher Brücke gefahren, oder eine der beiden Frauen gewesen, welche die Kiste nach Fegersheim brachten.

Die ihr vorgewiesene Kiste, in welcher die Leiche gefunden worden, erklärte sie nie besessen oder vorher gesehen zu haben. Auch der Umstand, daß eine Schwester Flavia und andere „Schwestern von der Vorsehung", bei denen sie früher in Unterricht gegangen, die Kiste für die ihrige erkannt, konnte sie nicht umstimmen: „Wäre dem so, ich würde es nicht leugnen" Mehre Zeugen hatten die Kiste, welche Franziska als die ihr zugehörende angab, dafür nicht erkannt. Sie hatte darauf nichts zu erwidern.

Fritz Weidenbacher erklärte sich für ebenso unschuldig. Er hatte am 3. Abends nichts Besonderes bemerkt. Bletry hatte ihn um 8 Uhr gerufen, von Franziska eine Feder, von ihm einen Ziegelstein gefodert, um ein Packet zu machen, welches Franziska nach Mühlhausen auf den Eilwagen getragen. Am Abend sei sie mit Bailly (dem Franziska auf dem Rückwege von der Post begegnet sein wollte) zurückgekehrt. Von der schwarzen Dame wußte er nichts. Er hatte nie Blutflecken im Hause, im Zimmer oder auf dem Canapé bemerkt. Dagegen hatte auch er oft heftiges Nasenbluten gehabt, und auch in dem bewußten Zimmer. Vom Generaladvocaten befragt: warum er den Umstand nicht bei der Untersuchung angegeben, antwortete er: „Ich wohnte in dem Zimmer, wo man Blut gesehen hat, ehe Magdalene Dinicher ankam; vorher aber hat Franziska's Schwester darin gewohnt. Diese litt an geschwollenem Zahnfleisch und ließ sich Blutegel ansetzen, welche sie zu Mühlhausen gekauft hatte; das Blut spie sie auf den Boden aus. Wahrscheinlich kommen hiervon die Blutspuren. Dies Mädchen hatte gesagt, sie wolle Bletry und ihre Schwester nicht wissen lassen, daß sie sich Blutegel anlegen ließ."

Um Pfingsten hatte man auch ihn traurig gesehen. Fritz wollte nichts davon wissen. Ebenso wenig hatte er am 3. oder 4. Juni Abends verschiedenen Personen, welche bei Bletry trinken wollen, den Eingang verwehrt. Nur zu einem Thomas und Andern, die in Abwesenheit Bletry's und Franziska's gekommen wären, hatte er gesagt, da er die Schlüssel zum Keller nicht habe, könne er ihnen mit nichts aufwarten.

Fritz räumte ein, daß er einen mit einem Schimmel bespannten Wagen, auf dem eine Kiste war, gefahren, aber das sei für Herrn Schulz geschehen, und nicht Montag am 5. Juni, sondern Dienstag am 6. Nicht wie der Zeuge (der ihn am

5. gesehen haben wollte) sage, habe er da einen blauen, sondern einen weißen Kittel angehabt, den er von Herrn Bletry hatte.

Davon, daß er zu mehren Personen nach dem 5. Juni gesagt haben solle, es sei kein Geldmangel mehr im Hause, wußte er nichts. Die Kiste kannte er nicht.

Magdalene Dinicher war erst gegen Ende Mai 1843 in Bletry's Haus gekommen. Sie war nach Mühlhausen gegangen, um von Franziska Lallemand, welche von Magdalenens Schwager Bierkrüge gekauft, die Bezahlung einzufodern, und blieb dann einige Tage dort, doch ohne in Bletry's Dienste zu treten.

Sie schlief in dem Zimmer, wo das Canapé stand (früher hatte Franziska darin gewohnt), hatte aber keine Blutflecken bemerkt. Fritz Weidenbacher sah sie wol einmal an der Nase bluten, es war aber auf dem Hofe. Am 5. Juni wollte sie allein mit häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen sein, und hatte daher ebenfalls keine schwarze Dame eintreten gesehen; nur einen Herrn, der Herrn Bletry ein Papier durchs Fenster gereicht (der Gerichtsbote, welcher Bletry, nach dessen Aussage, den verdrießlichen Executionsbefehl überbrachte). Ebenso wenig wußte sie von einer Dame, die im Garten spazierengegangen wäre.

Sie wollte nachher nicht bemerkt haben, daß die Wäsche unrein, d. h. mit Blut befleckt war, auch nicht ein blutbeflecktes Hemd der Frau Lacour gezeigt haben. Die Wäsche habe nur Flecken von Weinhefen und Rost gehabt. Dagegen hatte sie auch gehört, wie Bletry Franziska Lallemand rief und eine Feder foderte; sie sah wie Franziska deshalb zur Frau Lacour ging; sie hörte wie Bletry von Fritz einen Ziegelstein verlangte und zerbrach, um ihn in ein Packet

zu legen, welches am nämlichen Abend nach dem Eilwagen besorgt ward.

Montag (5.) Morgens sei sie nicht und könne auch nicht auf der Station Dornach gewesen sein; denn an dem Tage „gingen Fritz (?) und Herr Bletry nach Basel", sie sei zu Hause geblieben, und mehre Personen gekommen. Da habe auch der Postbote um 10 Uhr ein Packet gebracht (die angebliche Antwort des Procurators Bletry), wofür sie 1 Francs 10 Centimes bezahlt. Die ihr vorgelegten Tücher kannte sie nicht, wußte dagegen, daß die Schwester der Franziska, als sie ins Haus gekommen, großen Blutverlust gehabt hätte.

Sie allein unter allen Angeklagten gerieth in Affect, und auf die Frage: ob sie dabei beharre, nichts vom Verbrechen zu wissen, rief sie mit bewegter, immer heftigerer Stimme: „Ich weiß nichts davon, ich bin unschuldig. Ich bin mit Bletry nicht verwandt. Wenn ich von seiner Schuld wüßte, so hätte ich's gesagt. Ich weiß nichts; ich kann nichts aussagen, und bin nun schon zwei Jahre im Gefängniß!"

So die Aussagen der Angeschuldigten, die merkwürdig übereinstimmen, so merkwürdig in geringfügigen Umständen, daß das Zusammenspiel, die gegenseitige Verabredung in die Augen springt. Wie wäre es denkbar, daß vier Personen zugleich, und nach einem so langen Zwischenraum an Zeit, sich von selbst und dergestalt genau des Umstandes von dem zerbrochenen Ziegelstein und was damit zusammenhängt, entsinnen sollten! Bei der ersten Untersuchung fehlte die Aussage der Lacour, also auch der unterdrückte Schrei, der Sturz oder Fall und das Hinausstürzen Franziska Lallemand's. Nachdem diese Aussagen dem Processe ein neues Fundament, und eine für die Angeklagten gefährliche Wendung gegeben, mußte

von ihrer Seite Alles geschehen, sie entweder zu entkräfte
oder ihnen eine unschädliche Auslegung und Wendung zu gebe
Das Erstere scheint nicht zulässig gewesen zu sein, es schweb
eine Macht der Wahrheit darüber, die sich nicht wegleugne
ließ. Da wird — wir sagen nicht ersonnen, aber aufgestellt —
die fabelhafte Geschichte von einem Briefe, der schnell beant
wortet werden muß, und von einem Ziegelsteine, mit dem d
Brief beschwert wird, um ihn schneller oder wohlfeiler zu b
fördern. Je öfter sie wiederholt wird, um so seltsamer klin
uns die Geschichte. Aber zugestanden, daß es so gewese
daß in Bletry's Kopfe dieses Auskunftsmittel entsprunge
wie kommt es, daß nach Verlauf so vieler Monate nicht e
und Franziska allein, daß auch die Dinicher und selbst de
stumpfe Fritz Weidenbacher sich so genau aller Details be
diesem gleichgültigen und unbedeutenden Vorfalle erinnern
Von der Dinicher erfahren wir aus deren Verhör, daß si
erst im Februar 1844 die Thatsache erwähnte. Auf di
Frage: warum sie so lange über diesen Umstand geschwiegen
erwiderte sie: man habe keine Erklärung von ihr darüber ver
langt. — Und dann, nach Ablauf eines Jahres, entsann si
sich: wie Bletry (Nachmittags am 3. Juni) Franziska Lal
lemand gerufen; wie er eine Feder verlangt; wie Franziska
darauf zur Frau Lacour gegangen; wie Bletry von Fritz
einen Ziegelstein verlangt; wie er ihn zerbrochen; wie das ge
schehen, um ihn in ein Packet zu legen; und wie dies Packet
noch am nämlichen Abend auf den Eilwagen besorgt worden.
Es ist ganz unmöglich, hier über die Annahme einer Ver
abredung hinwegzukommen. Ruhte das Gewicht der An
schuldigung allein auf diesem Punkte, und wären nicht in dem
ganzen Gebäude derselben andere Widersprüche und Lücken,
so wäre gerade diese Uebereinstimmung in ihrer Ausrede aufs
höchste für die Angeschuldigten gravirend. Wenn sie, in

reiner Unschuld, sich durch die Aussagen der Lacour gar nicht getroffen gefühlt hätten, würden sie darüber vornehm gelächelt und ihren Verstand nicht angestrengt haben, dem Geräusch, das Jene gehört haben wollte, eine so complicirte Deutung zu geben. Ihnen wären, bei einem ganz unbefleckten Gewissen, die gleichgültigen Vorfälle jenes Nachmittags längst aus dem Sinne entschwunden. Der combinirende Scharfsinn, sie auf die angegebene Art zu erklären, umschließt das Schuldbewußtsein, daß die Lacour wirklich etwas gehört, und das Gehörte nichts durchaus Gleichgültiges gewesen.

Die Klarheit, Entschiedenheit und Uebereinstimmung in den Antworten der Angeschuldigten war übrigens nicht allein das Resultat geheimer Besprechungen, sondern sie hatten ja sämmtlich schon einmal vor Gericht gestanden und durch die ersten öffentlichen Verhöre hatte eine Uebereinstimmung in ihren Aussagen sich bereits gemacht. Jeder wußte officiell, was die Andern in der Hauptsache gesagt, wie weit er daher in seinen Aussagen zu gehen habe, um weder sich noch seine Genossen zu compromittiren.

Wir gehen zu den Zeugenvernehmungen über, einer schwierigen Arbeit wegen des Durcheinander ihrer Aussagen. Wir müssen aber ihre Aussagen je nach dem Gegenstande trennen, statt sie als dramatische Person auftreten und reden zu lassen, denn in diesem Processe kommt es nicht sowol auf das Interesse an dramatischem Effect an, als darauf, zu sammeln, was über jeden einzelnen Punkt ausgesagt und glaubwürdig gemacht worden ist.

Die Leiche entdeckt. Wer sie abgeliefert.

Der Einnehmer an der Bahnstation Fegersheim wiederholte, was uns aus der Anklageschrift bekannt ist. Die Kiste

war, weil Niemand sie in Anspruch nahm, in das Stationshaus gebracht worden. Man konnte den Ort, woher sie kam, nicht gleich lesen, weil er mit Bleistift geschrieben und wieder zum Theil ausgelöscht war. Nachdem der üble Geruch die Aufmerksamkeit auf diese Kiste gelenkt, wurde sie in Gegenwart des Friedensrichters eröffnet.

Der Bahnwärter aber hatte, nach Anzeige des Einnehmers, um die Station einen Mann in einem sammetnen Oberrock, blauen Pantalons und einer Mütze oft umherschleichen gesehen. Er sei stark, kurz und von dunkler Gesichtsfarbe gewesen.

Später erklärte dieser Bahnwärter, Leopold Sens, selbst vor Gericht: „Am 5. Juni 1843 wurde unter Anderm eine schwere Kiste auf der Station abgeladen und einstweilen aufbewahrt. Am 9. Juni Nachmittags sah ich einen Mann in sammetnem Oberrock und schmuzigen Hosen. Seine Mütze war tief in die Augen gedrückt; seine Stiefeln waren voll Koth und abgetreten. Er trug einen starken Backenbart wie ein Band rund um das Gesicht; seine Nase war stark. Er begab sich in den Wartesaal und warf einen Blick hinein. Seine Hände waren gelb; der kleine Finger an einer Hand war steif. Auch am 10., nach der Ankunft des ersten strasburger Zugs, kam er wieder auf die Station, und machte es wie den Tag zuvor. Am folgenden Tage wurde die Kiste, weil sie sehr übel roch, in Gegenwart des Friedensrichters geöffnet. Diesen Tag kam derselbe Mann wieder auf die Station, ging im Wartesaal auf und nieder, und entfernte sich, ohne wiederzukommen. Ich bemerkte, daß sein Bart den letzten Tag geschnitten war. Er verbarg das Gesicht immer mit der Mütze."

Als der Präsident Bletry aufzustehen nöthigte, erkannte Sens in ihm die Hautfarbe, den Bart, das gelbe, glänzende

Gesicht, die Nase wieder. Daher habe er schon, als er ihn zu Altkirch das erste mal im Gefängniß wiedergesehen, zu ihm gesagt: „Sie habe ich zu Fegersheim gesehen.“ — Bletry zuckte die Achseln: zu jener Zeit, wo Sens ihn gesehen haben wolle, sei er ununterbrochen in Val-Dieu gewesen. Uebrigens zeigte er, daß er jeden Finger bewegen könne.

Allerdings sagten zwei Zeugen, daß er in Val-Dieu vom 7. bis 15. Juni gewesen, wohin auch Franziska ihm nachgereist. Der Unternehmer öffentlicher Arbeiten, Schulz, hatte ihn engagirt, seine Bücher zu führen. Ein anderer Zeuge hatte ihn aber am 10. Juni zu Mühlhausen gesehen, und sein eigener Wirth an jenem Orte sagte, daß er manchmal im Laufe des Tages abwesend war. Bei der schnellen Verbindung durch die Eisenbahn (Val-Dieu liegt nur zwei Stunden von der nächsten Station) konnte er leicht an ein und demselben Tage an sehr verschiedenen Orten gesehen werden.

Professor Tourdes aus Strasburg wiederholte seinen Bericht über die von ihm vorgenommene Leichenschau in Kürze dahin: „Man fand in der Kiste an Kleidern und Weißzeug: einen Frauenrock, ein Betttuch mit den Zeichen E. S. T., ein linnenes Hemd, dessen Aermel und Vordertheil zerrissen waren; ein Taschentuch mit den Buchstaben B. G., ein Stück Strohflechte, ein langes violettes Band, eine Chemisette, Stücke Zeug von verschiedenen Farben. Daß die Wunde am Hals der betreffenden Person noch im Leben beigebracht worden, ergibt sich aus der Zusammenziehung der Muskeln an dieser Stelle; denn im Tode findet eine solche Zusammenziehung nicht statt. Die Ohren waren nicht durchbohrt; die Finger hatten keine Spur von getragenen Ringen. Die Hand war fein und zart; die Nägel kurz geschnitten und am Rande schwarz. Einige der Kleidungsstücke zeugen von Wohlstand, andere von Armuth. Die bei Pfastadt gefundenen Beine gehörten zur

Leiche. Die Frau war ungefähr 40—50 Jahr alt. Der Tod erfolgte durch die Halswunde plötzlich und auf einmal; da keine Spur eines Kampfes zu finden, so geschah die That wahrscheinlich während die Frau schlief. Wenn sie wachte, so müssen wenigstens zwei Personen an dem Verbrechen theilgenommen haben, sonst hätte ihr diese Wunde so nahe am Brustbeine, in fast senkrechter Richtung vom Hals nach dem Nacken, nicht beigebracht werden können. Die Beine sind nach dem Tode abgelöst worden. Nach dem Zustande von Fäulniß, in welchem sich die Leiche befand, muß der Mord zwischen dem 2. und 5. Juni 1843 geschehen sein."

Näher befragt, ob in ihm doch keine Vermuthung aufgestanden, daß das Schlachtopfer zur geringern Volksclasse gehört haben möge, sagte er, daß ihr körperlicher Zustand widerstreitende Vermuthungen hervorgerufen. Ihr Haar war schön und dicht, die Zähne dagegen fast verdorben; die Hände fein und zart. Das Schwarze am Rande der Nägel möchte vom Staube hergerührt haben, der in die Kiste eingedrungen, die Nägel an den Füßen dagegen wären in schlechtem Zustande gewesen.

Nachträglich erklärte Professor Tourdes beim Verhör auf die Frage: ob wol das Hemd, das man an der Leiche fand, wirklich das der Gemordeten gewesen? ihm sei wahrscheinlich, daß sie es im Augenblick der Ermordung getragen, wenn man die große Menge des Bluts erwäge, welche das Hemd in der Gegend des Halses gezeigt.

Es sei möglich, daß das Schlachtopfer, weil im Schlafe überfallen, nicht geschrien habe; wenn sie aber erwacht, müsse sie, wenn auch nur einen Augenblick vor dem Tode, aufgeschrien haben.

Die Kiste war durch zwei Frauen am Morgen des 5. Juni (Montag) auf der Station Dornach abgeliefert worden. Wenn

sie von Bletry's Hause kam, mußte sie, obgleich dieses Haus dicht an der Eisenbahn liegt, doch erst durch die Stadt Mühlhausen getragen werden, um nach dem Stationshofe Dornach gebracht zu werden.

Die Magd Ursula Meyer (im Dienst bei einem Freiherrn von Heckeren zu Sulz) sah am 5. Juni Morgens zwischen 7 und 8 Uhr zwei Frauen durch Mühlhausen eine Kiste tragen. Sie glaubte, eine derselben war Magdalene Dinicher. Einen alten blauen Rock (der der Dinicher gehörte, von dem sie aber behauptet, daß er zu schlecht wäre, als daß sie damit ausginge) erkannte sie als das Kleid, welches die Frau damals trug. Die Kiste auf dem Tische war dieselbe, welche die Frauen trugen.

Der Arbeitsmann Zurban sah zur selben Zeit eine Frau eine Kiste durch Mühlhausen tragen. Die Tagelöhnerin Wachter sah ebenfalls zwei Frauen, von denen eine eine schwere Kiste trug. Doch erkannte sie diese Frauen in der Dinicher und Lallemand nicht wieder. Aehnlich die Aussage der verehelichten Rehm und der Witwe Lambert.

Am wichtigsten ist die Aussage des Einnehmers Dehour auf der Station Dornach: „Eine Frau und ein Mädchen brachten die Kiste auf die Station. Die Frau nannte sich Frau Brücker. Als der Koffer gewogen wurde, frug ich: «Was ist darin?» Sie gab keine Antwort. Ich frug: «Ist Leinenzeug und Kleidung darin?» Sie sagte darauf: «Ja!» Sodann stieg die Frau in einen Waggon; der Saalwärter lud den Koffer auf. Als man am 10. Juni mich wegen des Koffers befrug, war mein Gedächtniß noch frisch; ich wußte noch Alles. Als ich hierauf nach 14 Tagen der Haussuchung bei Bletry beiwohnte, sagte ich sogleich, als ich Magdalene Dinicher sah: «Sie sind Frau Brücker!» Sie antwortete mir: «Sie irren sich.» Als hierauf in dem Hause

verschiedene Gegenstände mit Beschlag belegt wurden, glaubte ich den Rock, den die angebliche Frau Brücker trug, zu erkennen; meine Frau erkannte den Rock ebenfalls. Ich erkenne Franziska Lallemand nicht; aber ich erkenne Magdalene Dinicher ganz bestimmt für die angebliche Frau Brücker, der ich ein Billet nach Fegersheim einhändigte."

An Glaubwürdigkeit gewinnt diese Aussage dadurch, daß Dehour versicherte: daß die Zahl der Reisenden mit dem Zuge am 5. Morgens nicht beträchtlich gewesen und daß in Dornach nur diese Eine Kiste aufgegeben worden. Er sah die Frau, die er in der Dinicher wiedererkennt, in den Waggon einsteigen und sich niedersetzen. Möglich sei es, gab er zu, daß sie nachher wieder ausgestiegen, obschon nicht leicht.

Die Aussage der Frau des Einnehmers bekräftigt jene noch durch Anführung solcher Nebenumstände, welche nicht leicht erfunden werden: „Am 5. Juni 1843 sah ich vom „Sträßel" her zwei Frauen kommen, deren eine nach dem Stationshause einen schweren Koffer trug. Beide schienen todtmüde. Ich bat den Angestellten Briguè, ihr beim Aufheben der Kiste zu helfen. Briguè nahm die Kiste; die Frau nahm ein Billet nach Fegersheim unter dem Namen Frau Brücker. Sie sprach den Namen so aus, daß er mit dem Namen Briguè Aehnlichkeit hatte; darüber machte ich einen Spaß. Sie trug ein blaues Kleid, eine weiße Mütze und ein dunkles Tuch. Ich erkenne Franziska Lallemand nicht; die andere Frau gleicht an Gestalt und Umfang der Magdalene Dinicher. Ich sah die Frau in den Waggon steigen."

Der erwähnte Bahnwärter Briguè bestätigt Dasselbe. Nur sah er, daß die schwere Kiste auch einmal von der jüngern der beiden Frauen auf dem Kopfe getragen worden. Die ältere und dickere glaubte er in Magdalene Dinicher wiederzuerkennen, „jedoch nicht mit Gewißheit". Franziska erkannte

er nicht. Die Kleidung beschrieb er wie die andern Zeugen. Die dicke und ältere sah er in den Waggon steigen, und — als der Zug schon in Bewegung — sich niedersetzen. Es war an dem Tage nur Ein Billet nach Fegersheim ausgegeben worden! Daß die Frau nach der Abfahrt von der Station ausgestiegen sein sollte, hielt er für nicht wahrscheinlich; auf seiner Seite hätte er es sehen müssen, auf der andern war kein Tritt.

Die Vertheidiger begründeten auf diese Aussage den Alibibeweis: daß Magdalene Dinicher, die man bald darauf, wo nicht zur selben Zeit, in Mühlhausen, im Bletry'schen Hause gesehen, nicht um 9 Uhr 55 Minuten mit der Eisenbahn von Dornach nach der nächsten Station könne gefahren und wieder nach Mühlhausen zurückgekehrt sein. Der Präsident bemerkte indessen, daß der Eisenbahnzug beim Anfang eine so langsame Bewegung habe, daß das Aussteigen wenigstens nicht unmöglich sei.

Nach diesen Aussagen (die noch durch mehre andere Zeugen unterstützt werden) steht also fest: daß Montags früh die verhängnißvolle Kiste durch zwei Frauen, welche theils in Mühlhausen gesehen worden, theils auf dem Wege von Mühlhausen nach Dornach, nach letzterer Station geschafft worden; ferner: daß einige dieser Zeugen mit mehr oder minder Bestimmtheit in der einen dieser Frauen die Magdalene Dinicher erkannt haben.

Aber dieser Beweis ward plötzlich durch ein Intermezzo erschüttert, welches beide Theile zu überraschen schien. Während Niemand daran zweifelte, daß die Kiste wenigstens durch zwei Frauen in Dornach abgegeben worden, wenn auch über deren Identität noch Zweifel herrschen konnte, trat ein anderer Zeuge auf, welcher behauptete: er habe die Kiste dorthin ge-

tragen und abgeliefert. Die Aussage und die Entwickelung ist merkwürdig und von dramatischem Interesse.

Georg Heckmann's Intervention.

Der Arbeitsmann Georg Heckmann nämlich sagte: „Am Pfingstmontag war ich zu Hause, als ich drei mal rufen hörte: He! Mann! Es war eine Frau; ich frug sie: «Meinen Sie mich?» Sie frug mich, ob ich ihr helfen wollte, die Kiste fortzubringen, die sie auf dem Kopfe trug. Ich wollte die Kiste so einfach abheben; sie war aber so schwer, daß ich sie beinahe fallen ließ. Sie bot mir 10 Sous Trägerlohn. Sie schwitzte stark und schien sehr müde. Ich frug woher sie komme; sie sagte: «Vom Sträßel» (zu Mühlhausen). Als ich an Küny's Haus ankam, ruhte ich ein wenig aus. Dort frug ich die Frau, wohin sie die Kiste schicke; sie antwortete, daß sie in die Nähe von Strasburg reise. Als ich in das Stationshaus zu Dornach kam, trat ich ein; Briguè nahm die Kiste ab. Die Frau wollte mich bezahlen; da sie in der einen Tasche nur Fünffrankenstücke fand, suchte sie in der andern nach Münze und gab mir 10 Sous."

Präsident. Die Frau hat Sie bis zur Station begleitet?

Heckmann. Ja. Ich ruhte unterwegs mehrmals aus.

Präsident. Meine Herren Geschworenen, dieser Zeuge ist der einzige, der die Kiste genau beschrieb, ehe er sie gesehen, und bat sie nachher gleich erkannt. Heckmann, um welche Stunde kam die Frau zu Ihnen?

Heckmann. Ich gab gerade meinen Kindern zu frühstücken. Es war ein Viertel vor 8. Nachher ging ich in die Fabrik, wo man mich frug, warum ich so spät käme.

Ich erkenne Magdalene Dinicher für jene Frau. Beide haben auch denselben Leibesumfang, wegen dessen man Magdalene immer die dicke Köchin hieß. Ihr Gesicht war damals durch die schwere Last hochroth.

Magdalene Dinicher. Der Zeuge hat nicht für mich, sondern für irgendeine Andere die Kiste getragen.

Heckmann. Aber ich erkenne sogar die Stimme noch für dieselbe.

Brigué (mit dem Ausdruck der Entrüstung). Wie, Sie wagen zu behaupten, daß Sie die Kiste gebracht haben? Sie lügen! Eine Frau hat mir die Kiste übergeben.

Heckmann. Ich habe Ihnen die Kiste übergeben.

Brigué. Das ist ja schändlich! Das ist erlogen; ich habe Sie nie gesehen.

Dehour. Ich weiß nicht, welchen Zweck Heckmann mit seiner Aussage verfolgt. Ich habe ihn nie gesehen; eine Frau hat die Kiste auf die Station gebracht.

Präsident. Unzweifelhaft ist, daß Heckmann die Kiste getragen; wie weit, das ist die Frage.

Heckmann. Ich habe Dehour auf der Station nicht gesehen; ich habe die Kiste an Brigué gegeben.

Präsident. Sie wollen die Gerechtigkeit hintergehen; wenn Sie nicht zur Wahrheit zurückkehren, werde ich gegen Sie als einen falschen Zeugen einschreiten.

Heckmann. Ich habe nach bestem Wissen die Wahrheit gesagt.

Der Vertheidiger Yves. Heckmann, welcher die Kiste und Magdalene Dinicher erkennen will, kann doch wahrlich nicht zum Vortheil der Angeklagten die Wahrheit verdrehen wollen!

Urban, Fabrikaufseher. Heckmann, der bei uns arbeitet,

hat mir gesagt, er habe die Kiste nur bis an Künn's Haus getragen.

Heckmann. Herr Urban hat mich misverstanden; ich sagte ihm nur, ich hätte an Künn's Haus ein wenig ausgeruht.

Marianne Hartmann. Als ich eines Abends aus der Fabrik heimkam, besuchte ich die Frau Heckmann. Ich hörte, wie sie zu ihrem Manne sagte: „Wenn wir nur nicht so arm wären!" Heckmann antwortete: „Sei ruhig; wenn wir die 2000 Francs haben, die Bletry mir versprochen hat, wollen wir in unsere Heimat gehen und dort leben." Sie sagte darauf: „Du bist sehr dumm, daß du vor einer Fremden so sprichst." Er sagte: „Da hast du Recht."

Heckmann. Seit mehr als fünf Jahren ist die Hartmann nicht in meine Stube gekommen.

Veronika Braun, verehelichte Walter, im Sträßel zu Mühlhausen wohnhaft. Am Pfingstmontag sah ich eine Frau, die auf dem Kopfe eine Kiste trug, die sie nachher von Heckmann tragen ließ. Es war ungefähr 8 Uhr Morgens.

Der Zeuge Nickel. Nachdem die Sache herausgekommen, sagte Heckmann zu mir: „Die Kiste mit dem Leichnam habe ich getragen, aber nicht bis zur Station. Man hat sie mir abgenommen und hingetragen." Heckmann sagte genau dieses Wort: „man."

Frau Harnisch. Heckmann sagte mir, er habe die Frau ganz genau wiedererkannt, die ihm die Kiste zu tragen gab; er nahm Gott zum Zeugen der Wahrheit. Er sagte mir nicht, daß eine Frau, sondern daß zwei Frauen ihm die Kiste gegeben hatten.

Der Präsident läßt dem Zeugen Heckmann durch den geschworenen Uebersetzer Wengel den Artikel 361 des Strafgesetzbuchs vorlesen, welcher die Strafen gegen falsche Zeugen enthält.

Heckmann beharrt dabei, daß er nicht von zwei Frauen gesprochen habe, sondern von einer, und daß diese eine die Köchin Dinicher gewesen.

Der Vertheidiger Baillet. Die Zeugin Veronika Walter hat auch nur eine Frau gesehen.

Thereſia Fleury, verehelichte Gerber. Ich bin Heckmann's Nachbarin. Am Pfingſtmontage ſah ich zwei Frauenzimmer, die eine Kiſte trugen. Es mag um 7 oder 8 Uhr Morgens geweſen ſein. Die eine glaube ich an ihrer Dicke für Magdalene Dinicher zu erkennen.

Präſident. Hat man Sie nicht bedroht?

Thereſe Gerber. Man hat mir mit Schlägen gedroht, wenn ich ſagte, was ich weiß. Ich glaube, in Franziska Lallemand das andere Frauenzimmer zu erkennen: aber damals war ſie ſehr erhitzt.

Seraphin Gerber, Ehemann der Thereſe Gerber. Herr Choppart drohte meiner Frau mit Schlägen, wenn ſie ausſagte, was ſie wüßte.

Daß Heckmann beim Transport der Kiſte thätig geweſen, wäre danach kaum zu bezweifeln, und nur ein Zweifel darüber, wie weit er ſie getragen, ob er ſie ſelbſt an die Eiſenbahnbeamten abgeliefert, oder ſchon früher, wie es einige male unterwegs geſchehen, abgelegt und eine der Frauen ſie zuletzt wieder aufgenommen. Denn daß ſeine Angabe von nur einer Frau nicht richtig und doch erklärlich iſt, geht aus den Ausſagen der Zwiſchenzeugen hervor. Bei der beſtimmten Angabe der Eiſenbahnbeamten läßt ſich annehmen, daß er wenigſtens hinſichts der Ablieferung in einem Irrthume war. Die Rede ſeiner Frau, welche die Zeugin Hartmann gehört haben will: „Du biſt ſehr dumm", und ſeine Antwort: „Da haſt du Recht", werfen einiges Licht in dieſe Controverſen.

Heckmann's Angabe ward ſpäter noch durch die Ausſage

des Zeugen Choppart bestätigt, die aber wieder neue Zweifel in die Sache bringt! „Am Pfingstmontage, zwischen 7 und 8 Uhr Morgens, sah ich Heckmann vorübergehen; ich sprach mit ihm über seine Armuth. «Heute habe ich 10 Sous verdient», sagte er; «heute kann ich meinen Kindern Kartoffeln geben.» Am nämlichen Tage, zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, sah ich eine Frau eine tannene Kiste tragen: sie war lang und platt. Ihr folgte eine andere, kurz von Gestalt, schwarz gekleidet, ich glaube, in Taffet. Die Frau, welche die Kiste trug, brach fast zusammen unter der Last."

Heckmann hatte ihm gesagt, daß er eine Kiste zur Eisenbahn getragen. Aber zwischen der Zeit, wo Heckmann von dem Tragen einer Kiste nach der Eisenbahn gesprochen, bis zu der Zeit, wo Choppart zwei Frauen (die eine gar in Taffet gekleidet!) mit einer schweren Kiste gehen sah, lagen mehre Stunden. Hiernach wäre von zwei verschiedenen Handlungen, von zwei verschiedenen Kisten, die nach der Bahnstation transportirt wurden, die Rede. Aber auf der Bahn war nur eine Kiste abgegeben worden.

Eine Zeugin bei der ersten Untersuchung hatte ausgesagt, daß Choppart geäußert: in den beiden Frauen habe er die Dinicher und Franziska Lallemand erkannt. Er bestritt dies aufs bestimmteste, unter heiliger Betheuerung; jene Person, die er einst ins Haus genommen und sie dann wieder ausweisen müssen, habe es ihm aus Rache fälschlich nachgesagt. Choppart galt als ein für die Angeklagten voreingenommener Mann; wahrscheinlich liegt in seinen Wahrnehmungen, die mit den andern so wenig stimmen, ein Irrthum.

Noch bestätigte übrigens ein anderer Zeuge, Johann Claus, daß es eine Frau gewesen, die mit der Kiste an der Station angekommen und ihn gebeten, sie ihr abheben zu helfen, worauf er sie an Brigué gewiesen. Die Frau erkannte er in

den Angeklagten nicht wieder. Die, welche die Kiste getragen, sah er zu Fuß vom Stationshause nach Dornach zurückgehen. (Also im Widerspruch mit den Eisenbahnbeamten!) Die verehelichte Strebel bestätigte Claus' Aussage, nur sah sie noch eine andere Frau auf dem Fußwege warten, die mit der Trägerin nachher sprach.

Das Alibi der Magdalene Dinicher.

Magdalenens Vertheidiger machte geltend: Die Frau, welche die Kiste nach dem Stationshause von Dornach getragen, könne nicht die Dinicher gewesen sein, denn diese sei am Montage nicht ausgegangen, und um dieselbe Zeit, wo sie in Dornach sein sollte, im Bletry'schen Hause gesehen worden.

Die Frau, welche die Kiste überbracht, war mit dem Zuge sofort nach Fegersheim weitergefahren, behaupteten die Beamten; andere Zeugen das Gegentheil. Das Gericht schien der Annahme zu huldigen, daß sie nur zum Scheine eingestiegen, gleich darauf aber wieder ausgestiegen sei.

Der Roßhaarflechter Alonsi aber war am Pfingstmontage bei Bletry, weil dieser ihn gebeten, mit ihm nach Basel zu fahren. Um 9 Uhr Morgens sah er dort die dicke Köchin Magdalene Dinicher und Franziska, und sah sie noch dort, als er um 10 Uhr mit Bletry nach der Eisenbahn ging; ja sie hatte ihm während seiner Anwesenheit im Hause den Kaffee gebracht. Als Bedenken gegen diesen Zeugen ward hervorgehoben, daß er Franziska's Schwester heirathen wollen. Er gestand nur zu, daß er ihr ein wenig den Hof gemacht.

Ein anderer Roßhaarflechter, Villaume aus Zillisheim, hatte gleichfalls das Bletry'sche Haus an dem Morgen be

sucht. Um 9½ Uhr ließ er einem Hungerigen dort zu essen geben, und die dicke Köchin, die Dinicher, trug es auf.

Auch ein anderer Zeuge, Hotzinger, war mit Villaume bei Bletry eingetreten, um einen Schoppen zu trinken, und sah zur selben Zeit die dicke Köchin dort.

Drei Zeugen sahen sie also bei Bletry im Hause, in ihren gewöhnlichen Verrichtungen; während eine noch größere Zahl anderer Zeugen sie, krachend unter einer schweren Kiste, auf dem Dornacher Bahnhofe zur selben Zeit ankommen sahen. Den Werth der Zeugen abzuwägen steht nur Richtern zu, welche diese persönlich kannten, sahen, hörten. Ein verzeihlicher Irrthum wegen der Zeitbestimmung konnte aber nicht obwalten, da die Zeit durch regelmäßig abgehende Bahnzüge bestimmt war. Die drei Zeugen sahen die Dinicher noch im Bletry'schen Hause, als Bletry, Alonsi und Franziska sich nach dem Bahnhofe begaben, um den Zug nach Basel, der um 10 Uhr 40 Minuten abging, zu erwarten.

Der Einspänner mit dem Schimmel.

Am 5. Juni Morgens (bestimmt, wie sie sich erinnerte, am Pfingstmontage) hatte das Mädchen Neuschwander zwischen 8 und 9 Uhr einen Bankwagen gesehen, mit einem weißen Pferde bespannt, der von der Altkircher Brücke kam, in deren Nähe Bletry's Haus liegt, und nach dem Oberthore zu fuhr. Die Neuschwander erkannte mit derselben Bestimmtheit auf dem Wagen die Franziska Lallemand, die zur Linken saß; die Andere, die Dinicher, erkannte sie nicht so genau. Fritz Weiderbacher kutschirte. Auf dem Wagen stand eine gelbe Kiste, ähnlich der zu Fegersheim gefundenen. Nachher war die Neuschwan

der in die Schenke der Franziska gegangen, „wo ich ein Rendezvous hatte", und war ganz erstaunt, die Franziska schon wieder da zu sehen. Sie will zu ihr gesagt haben: „Da hast du keine lange Reise gemacht." Der Polizeisoldat Groß, der auf der Altkircher Brücke Wache stand, bestätigte diese Aussage; doch gab er die Zeit schon auf Morgens 7 Uhr an, und hatte Franziska Lallemand nicht so bestimmt erkannt. Zur nämlichen Zeit aber sah er Bletry's Freund, Bailly, eine Matratze tragen, ein Umstand, auf den auch Gewicht gelegt worden. Bailly, sagte man ihm, habe vorher mehr als ein Glas mit Bletry getrunken. Bailly behauptete die Matratze von Bletry geliehen erhalten zu haben; das sei aber vor dem 28. Mai gewesen. Der Wagen mit dem Schimmel sollte Bletry's Freunde, dem Entrepreneur Martin Schulz, gehört haben.

Dieses Factum, auf welches man bei der ersten Untersuchung mehr Gewicht gelegt, ward bei den letzten Assisen minder berücksichtigt. Einestheils, weil auf diese Fahrt, mit der Kiste, weniger ankam, wo soviel Zeugen für das Hintragen der Kiste sprachen, auch darin ein anscheinender Widerspruch lag, der sich jedoch auflösen läßt, wenn man annimmt, daß man diese schwere Kiste durch verschiedene Mittel fortzuschaffen bemüht war. Außer den beiden Frauen hatte ja auch der Arbeitsmann Heckmann sie eine Strecke tragen müssen. Dann aber, weil die erste Quelle eine sehr unreine war. Das Mädchen Neuschwander stand notorisch im schlechtesten Rufe, die Angeklagten und ihre Vertheidiger behaupteten, daß durch ihr Gerede der erste böse Leumund über Bletry und die Andern gekommen; sie gaben zu verstehen, daß Bletry's Feinde sich dieses käuflichen Mädchens bedient, um ihn zu verderben; sie hatte selbst eingestanden, daß, als sie von der Kiste mit dem Leichnam gehört, sie sich entschlossen, ihre Wahrneh-

mung dem Polizeiagenten Roy zu sagen, der später die andern Zeugen auftrieb, und von Bletry als sein Hauptverderber angeschuldigt wird: die Polizei mußte auch einräumen, daß die Neuschwander seit der ersten Anzeige mehrmals in Verhaft gebracht worden; endlich ward behauptet, daß man ihr eine polizeiliche Sicherheitskarte und 25 Francs gegeben, um sie zu Aussagen zu vermögen. Zwar leugnete dies der Polizeicommissar Rouetta, der Friedensrichter von Mühlhausen selbst aber erwähnte, daß er von 20 Francs gehört, die man ihr bezahlt. Gründe genug, daß man auf ihr Zeugniß vor den Assisen in Kolmar weniger gab.

Bletry's Freund, der Entrepreneur Schulz, erklärte, nur einmal seinen Wagen an Bletry geliehen zu haben, aber niemals einen Bankwagen.

Fritz Weidenbacher erklärte wol einen Bankwagen, aber nicht am 5., sondern 6. Juni gefahren zu haben, am Dienstag, und da habe er Getreide für Herrn Schulz nach dem mühlhausener Markte gefahren. Der Bäcker Benner zu Mühlhausen bestätigte auch, daß er am 6. Juni (einem Markttage) Getreide zu Mühlhausen gekauft, welches Fritz für Rechnung der Frau Schulz dahingefahren.

Dagegen hatte der Fuhrmann Brunner, der am Pfingstmontag aus dem Steinbruche des Herrn Köchlin Steine fuhr, Morgens um $7\frac{1}{2}$ Uhr Franziska Lallemand gesehen, wie sie einen angespannten Schimmel führte. Zum Scherz gab er ihr einen leichten Peitschenhieb, sie schimpfte ihn. Als er zurückkam, sah er den Schimmel mit dem grünangestrichenen Bankwagen wieder vor Bletry's Hause, es mochte drei Stunden nachher gewesen sein. Der Zeuge Roßhaarflechter Alonsi, der etwa zur selben Zeit bei Bletry war, hatte keinen Schimmel vor dem Hause stehen gesehen. Dagegen wird Brunner's und Groß' Aussage dadurch bekräftigt, daß andere Zeugen sich er-

innern, wie Beide zu ihnen schon am selbigen Tage sich gelegentlich über ihre Wahrnehmung geäußert hatten. Auch hatte eine Frau Bodinot Fritz Weidenbacher gesehen, wie er am Montag einen Bankwagen mit einem Schimmel fuhr.

Franziska Lallemand behauptete ihr Alibi, indem sie am Pfingstmontag frühmorgens zwischen 7 und 8 Uhr bei Decker gewesen, um ihren Miethcontract einzeichnen zu lassen; nach 10 Uhr sei sie mit Bletry nach Basel auf Einkäufe gefahren.

Die Einspännerfahrt mit dem Schimmel bleibt jedenfalls mehr in zweifelhaftem Lichte als der Transport der Kiste durch zwei Frauenzimmer nach dem Dornacher Bahnhofe.

Die Beine im pfaffadter Hohlwege.

Bald nach Auffindung der Leiche fand der Fabrikarbeiter Spehner aus Pfaffadt mit zwei Kameraden auf einem frühen Morgengange in einem Hohlwege bei Pfaffadt etwas Schweres, in Leinwand eingewickelt. „Sacrement, wie riecht das so schlecht!“ rief er aus, und fand in der Leinwand zwei abgeschnittene Beine. Sie wurden dem Bürgermeister überbracht; sie wurden als Theile des Leichnams erkannt.

Wie sie in den Hohlweg kamen, ist dagegen völlig unermittelt. Es ist nur Vermuthung, daß man sie nach Fortschaffung der Leiche dahin geworfen. Weshalb aber nicht ins Wasser, nicht ins Gebüsch, weshalb sie nicht verscharrt? Weshalb sie in ein Leinentuch hüllen, das noch dazu mit Buchstaben gezeichnet war, und — in einen Hohlweg werfen, wo die Vorübergehenden sie auf den ersten Blick entdecken mußten?

Die Vertheidigung schöpfte hier Athem. Dies schien das Werk eines Irrsinnigen, nicht eines so schlau berechnenden, so keck sich vertheidigenden Mannes wie Bletry.

Ein Student der Medicin zu Strasburg, Jusserand, der mehre Zeichen von Geistesverwirrung gegeben, hatte sich selbst ermordet. Es entstand die Vermuthung, er könne die That begangen, und dann aus Gewissensbissen sich selbst getödtet haben. Den Selbstmord beging er in einer Herberge nahe bei Pfastadt und dem bewußten Hohlwege. So nach Angabe des Friedensrichters Ritter zu Mühlhausen.

Nach andern Aussagen ergab sich, daß Jusserand sich zu Pfastadt gerade um die Zeit getödtet, wo die Beine im Hohlweg gefunden wurden. Die Beine lagen auf einem Kissen, und waren mit Zweigen und Laub umgeben; es sah aus als lägen sie auf einem Altar. Man hatte Jusserand eine zeitlang für den Mörder gehalten, besonders weil die Abtrennung derselben eine kunstgeübte Hand verrathe.

Sonderbar genug; woher aber wären dem wahnsinnigen Studenten, der in der Gegend umherirrte, die Mittel gekommen, nicht sowol den Mord zu begehen, als die Leiche in einer Kiste und durch die mehren, dabei betheiligten Personen nach der Eisenbahn schaffen zu lassen? Hier, wenn es die Einzelthat eines Wahnsinnigen gewesen, der nur nach derselben sich Gehülfen zur Vertuschung derselben zu verschaffen gewußt, mußte es der Familie Bletry bei ihren Mitteln möglich geworden sein, Spuren zu finden. War es ein Verbrechen, eine Kiste mit einem todten Körper nach einem Ort zu tragen, wenn man ganz unschuldig an dem vorangegangenen Verbrechen war? Die Familie selbst scheint diese Spur ganz fallen gelassen zu haben. Viel wichtiger schien es ihr, die positiven Indicien zu entkräften.

Möglich doch übrigens, daß die Hand des Studenten da-

bei im Spiele war. Wer aus Bletry's Hause, oder wo der Mord geschah, die Beine fortgeworfen, wird sie nicht wie ein heidnisches Opfer umkränzt haben. Es ist denkbar, daß der irrsinnige Student sie im Wege fand, und so ausschmückte, wie man sie fand; auch denkbar, daß er, in Feld und Wald umherschweifend, sie an einer andern Stelle entdeckte und von dort nach dem Hohlwege schleppte.

Die schwarze Dame.

Der Friedensrichter bekundete, daß nach seinen Ermittelungen es ihm unzweifelhaft sei, daß eine fremde feingekleidete Dame am 3. Juni (dem Mordtage) in Mühlhausen an verschiedenen Orten nach Bletry's Wohnung gefragt, und später Abends in dem Garten hinter seinem Hause spazieren gehend gesehen worden.

Durch die vielen Zeugen, welche über diesen Umstand vernommen worden, scheint diese Thatsache, trotz des heftigen Ableugnens der Angeklagten und trotz des Versuchs, aus der fremden Dame eine bekannte und noch lebende zu machen, über allen Zweifel hinaus erwiesen. Wir führen, statt der vielen Zeugen, nur die hauptsächlichsten an.

Der Polizeisoldat Peter Gickor sagte aus: „Am 3. Juni 1843 hatte ich die Wache am Baseler Thore. Eine Dame frug mich, wo Bletry wohne; ich wußte es nicht. Sie trug schwarze Kleider, einen altmodischen schwarzen Hut, und eine goldene Kette. Sie sprach Französisch, aber mit deutschem Accent. Sie hatte weiße Strümpfe an. Ich habe ihre Waden gesehen, die wahrhaftig nicht mager waren. Obschon der Kopf hier im Glase sehr entstellt ist, so glaube ich ihn doch

zu erkennen; er hat viele Aehnlichkeit mit dem Kopfe jener Dame. Sie mochte ungefähr 45 — 50 Jahre alt sein."

Der Schenkwirth Mootsch hatte diesem Gespräche beigewohnt. Es hatte zwischen 9 und 10 Uhr am Morgen stattgefunden. Nach ihm sprach aber die Dame gut Französisch, ja sogar wie eine Pariserin. Die Urtheile über gut und schlecht Französisch sprechen mögen verschieden sein. Es war ihm vorgekommen, als ob die Dame etwas Besonderes im Gesicht gehabt.

Der Eisenbahnbeamte Loreaux hatte am Nachmittage eine schwarzgekleidete Dame gesehen, die ihn nach Bletry's Wohnung fragte. Als er ihr geantwortet, daß er Deutsch nicht verstehe, wiederholte sie die Frage französisch.

Den Bahnwärter Seub an der Eisenbahn zu Mühlhausen frug eine Dame am selben Tage zwischen 3 und 3½ Uhr Nachmittags nach Bletry's Wohnung. Sie war wohlgebaut, schwarz gekleidet, mit weißen Strümpfen; den Hut trug sie, wie er sich zu erinnern glaubte, in der Hand. Sein Kamerad sagte noch zu ihm: „Sieh doch, was die Dame für ein schönes Bein hat." Er glaubte in dem Kopf im Spiritus den ihrigen zu erkennen.

Der Acciseaufseher Haßlinger, den am selben Tage eine Dame nach dem Hause des Herrn Stengel Sohn gefragt, hatte eine Warze an der rechten Wange der Dame bemerkt. Den Kopf konnte er jedoch nicht mehr erkennen. Ein anderer Accisebeamter, Leiber, der neben Haßlinger stand, sagte ihr, es gäbe zwei Stengel, Vater und Sohn. Sie antwortete, sie meine Den, neben welchem Bletry wohne. Die Dame war zwischen 40 und 50 Jahre, trug schwarze Kleidung und einen schwarzen Hut.

Die schon erwähnte Dienstmagd des Freiherrn von Heckeren hatte am Sonnabend auf der Landstraße gewartet, weil

ihre Herrschaft Besuch aus Basel entgegensah. Da hatte die Dame zwischen 40 und 50 Jahren auch sie nach Bletry's Hause gefragt. Sie trug ein Kleid von schwarzem Taffet, einen Hut, hervorstehende Zähne, eine Warze an der Wange, grau gemischte Haare und sprach Französisch mit deutschem Accent.

Am bestimmtesten lautet die Aussage der Magdalene Henky. „Am Freitag oder Samstag vor Pfingsten, ungefähr um 2 Uhr Nachmittags, kam eine Dame ins Haus der Frau Bodinot, wo ich arbeitete, und frug nach Bletry's Hause. Ich erbot mich, sie hinzuführen, und ging bis halbwegs dahin. Als ich zurückkam, sagte ich zu Frau Bodinot: «Es ist eine von jenen Frauen, die gern ein Stelldichein annehmen.» Sie trug einen altmodischen schwarzen Hut, schwarze Kleidung, und eine mit Fransen besetzte Tasche. Ich war neugierig, zu sehen, ob sie bald aus Bletry's Hause zurückkommen würde; und nachdem ich eine halbe Stunde gewartet, ohne sie wiederzusehen, ging ich wieder zu Frau Bodinot."

Die Henky hatte schon früher, und ehe sie den Kopf des Leichnams gesehen, erklärt: sie würde den Kopf der Dame an der Nase, einem hervorstehenden Zahn und einer Warze an der Wange erkennen. Sie hatte ihn dann, vor den ersten Assisen, erkannt, und behauptete auch jetzt noch, der Kopf sei der der schwarzen Dame.

Die Verklagten behaupteten: die Henky sei, eben wie die Neuschwander, eine von ihrem Feinde, dem Polizeiagenten Roy, gewonnene Creatur, sie habe vor vielen Personen zu Altkirch gesagt: „Ich weiß, daß die Anschuldigung erlogen ist; ich hätte als Zeuge in der Sache dienen können, habe aber nicht gewollt"; auch habe sie bereits wegen Diebstahls gesessen. Letzteres war richtig, sie bekannte 14 Tage einmal im Gefängniß gewesen zu sein; aber der Präsident bezeugte ihr: daß sie sich nicht aus freien Stücken vor Gericht gestellt, und

ihre Aussagen erst dann gemacht habe, als die Bodinot sie in letzter Zeit an alles Vorangegangene erinnert habe.

Selbst wenn die Henky als verdächtige Zeugin wegfiele, scheint die Thatsache, daß eine anständige, eine fremde Dame von dem und dem Alter und der und der Kleidung am Sonnabend vor Pfingsten in Mühlhausen nach Bletry's Haus sich erkundigt und da hineingegangen, durch so vieler Zeugen Mund zur Evidenz ermittelt. In welcher Absicht sie in die ordinäre Schenke gegangen sein könnte, darüber scheint in Mühlhausen nur Eine Meinung obgewaltet zu haben, welche sich zum Theil schon in den vorangängigen Zeugenaussagen ausspricht. Deutlicher noch drückt sie sich in einem Dictum aus, welches der Friedensrichter, freilich nur von Hörensagen, wiedererzählte. Jemand sagte, als die Rede von der Dame war: „Man meint, es sei niemals eine ordentliche Person bei Bletry: da ist aber doch einmal eine anständig gekleidete Dame dort zu sehen."

Auf die Anrede des Präsidenten: wie er danach doch noch behaupten könne, es sei am 3. Juni Niemand Fremdes zu ihm ins Haus gekommen? rief Bletry: „Wenn auch hunderttausend Zeugen die Thatsache bekräftigen wollten, so würde ich doch sagen, es ist nicht wahr."

Die Damen, welche er und seine Hausgenossen als solche nannten, die möglicherweise an dem Tage bei ihm ins Haus eingetreten und später im Garten gesehen wären, waren den Zeugen entweder bekannt, oder diese bestritten bei der Confrontation mit denselben, daß es eine der Frauen gewesen, welche sie gesehen.

Dieselbe schwarze Dame, welche während des Tages in das Bletry'sche Haus getreten, sollte aber auch am Abend in dem Garten desselben spazierend gesehen sein. Nur mußte sie sich im Costüm etwas verändert haben.

Der Wachtposten des Bahnwärters Ghrard ist, auf dem Damme der Eisenbahn, so hoch gelegen, daß er den ganzen Bletry'schen Garten übersehen konnte. Am Sonnabend Abend sah er eine Dame mit einem Hute in dem Garten spazieren gehen. Sie war so gut gekleidet, daß er sie aufmerksam ansah. Sie trug ein blaues Kleid.

Madame Stengel (vermuthlich Bletry's Nachbarin) sah Abends zwischen 6 und 7 Uhr eine Frau aus Bletry's Hause kommen, die dann im Garten spazierenging. Ein Zugwärter, der bei ihr stand, sagte: „Sehen Sie, man sagt, es komme nie etwas Rechtes zu Bletry; dies ist aber doch eine hübsche Dame." Die Stengel antwortete: „Ja, es muß aber wol seine Schwester sein." Sie trug ein dunkelblaues Kleid und — glaubte die Zeugin — einen Rosahut. Sie war groß gewachsen und ungefähr 40 Jahre alt.

Die Familie Stengel hielt Bletry für seine gefährlichsten Feinde; mit dem Ehemann der Zeugin lebte er im Proceß. Die Uebereinstimmung aller dieser Zeugnisse hebt aber die Schwächen der einzelnen, und Bletry's hartnäckiges Leugnen über diesen Punkt mußte den Verdacht gegen ihn verstärken.

Die Frau des Factors Fisson, von dem noch öfters die Rede sein wird, war Abends, am Pfingstmontag, in Bletry's Hause. Sie ging, da sie weder ihn noch Franziska antraf, in den Garten und pflückte Blumen; aber sie trug keinen Hut, nur eine Haube. Man wollte auf eine Verwechselung des Tages, die seitens der Zeugen möglich gewesen, hindeuten. Aber die Zeugen kannten die Fisson und erkannten in ihr die schwarze, oder jetzt blaue, Dame nicht wieder.

Die Bewohner verstört; die Gäste fortgewiesen.

Die Physiognomie der Bletry'schen Wirthschaftsgenossen am Pfingstsonntag nach dem Mordtage erschien später als ein Indicium ihres Schuldbewußtseins. Die Schenke war verschlossen gewesen, oder wenigstens wurden mehre Personen, die sie besuchen wollten, abgewiesen.

Lacour, der Mann der schon erwähnten Frau Lacour in der Mansarde, deren wichtiges Zeugniß erst später zum Vorschein kam, sah, daß Fritz Weidenbacher am Pfingstsonntag sehr traurig war. Er lag in Stroh auf einem Fußsack. Auf Lacour's Frage gab er zur Antwort: Herr Bletry sei bankrott erklärt, sein Hausgeräth verkauft worden.

Der Gärtner Thomas und der Arbeitsmann Petitjean traten am Pfingstsonntag Abends in die Schenke, um einen Schoppen zu trinken. Fritz wies sie zurück, weil er die Schlüssel nicht habe. Er war sehr traurig.

Die verehelichte Salome Müringen wollte am Pfingstsonntag bei Bletry Geld für einige bestellte Sachen abholen. Sie fand Franziska sehr traurig, nachdenklich und sehr schlecht gekleidet in der Küche, was „sie in großes Erstaunen versetzte". Franziska erwiderte, daß sie den ganzen Tag in der Küche beschäftigt gewesen. Das Pfingstfest pflegt sonst, auch bei wenig kirchlichem Sinne, zumal in den Provinzen und auf dem Lande, wenigstens nicht mit häuslichen Arbeiten verbracht zu werden.

Noch ein oder der andere Zeuge wußte von Hörensagen, daß Leute aus Bletry's Schenke an den Pfingsttagen fortgewiesen worden, und darauf gedroht hatten, so würden sie auch nicht wiederkommen.

Daß in einer liederlichen Wirthschaft, wie die Bletry's, die [illegible]schaft einmal fortgegangen sein und die Schlüssel mit-

genommen haben kann, hätte an sich nichts Auffälliges. Ordentliche Leute, hörten wir schon, kehrten ja doch nicht ein, und das Gesindel kommt wieder, wo nur geschenkt wird. Bletry's Sache war auf nichts gestellt, selbst seine Franziska, welche die ganze Wirthschaft noch zusammenhielt, wurde von ihrer Mutter zurückgefodert; was sollte er sich und in einem Augenblick, wo seine Gläubiger so heftig auf ihn eindrangen, Mühe geben die schlechte Wirthschaft im Stande zu erhalten! Für die Trauer, den Schmuz und die Unordnung war Grundes genug in den angedeuteten Verhältnissen, ohne daß man um deshalb allein darauf schließen müßte, daß die obere Stube in Blut schwamm und im Keller ein Leichnam lag und verstümmelt ward.

Das blutige Haus.

Nach Entdeckung der Leiche war der Polizeiagent Roy in Bletry's Schenke getreten. Er ließ sich einen Trunk reichen, als er aber bezahlen wollte, nahm Franziska Lallemand das Geld nicht an, indem sie sagte: sie sehe die Leute von der Polizei gern bei sich. Dies, behauptet Roy, habe den Verdacht genährt, der schon durch die Anzeige der Neuschwander bei ihm regegeworden.

Er schickte deshalb die Neuschwander in die Bletry'sche Schenke, wo diese in Franziska eine der beiden Frauen wiedererkannte, welche sie am Pfingstmontag auf dem Einspänner mit dem Schimmel gesehen hatte. Seitdem wurden in der Stille Zeugen vernommen und alle Anzeichen gesammelt, bis es zur Pflicht wurde, mit der Hausbesichtigung und der Verhaftung der Angeschuldigten zu verfahren.

Ueber die Hausbesichtigung haben wir keinen vollständi-

gen und zusammenhängenden Bericht, wie er in Processen mit schriftlichem Verfahren erfodert wird. Dagegen hören wir aus dem Munde eines der Vertheidiger, daß bei jeder neuen Haussuchung das Vorhandensein neuer Gegenstände vermerkt worden, die bis dahin nicht gesehen waren, eine Thatsache, die der Präsident für leider wahr erklären mußte!

Der Friedensrichter Ritter bekundete: daß bei verschiedenen Nachsuchungen in Bletry's Hause viele Blutspuren, im Keller eine feuchte Stelle, wo sich Würmer fanden, und der Abdruck einer blutigen Hand sich deutlich am Treppengeländer gezeigt habe; außerdem überall Unordnung im Hause.

Als Unordnung kam zur Sprache, daß in den Betten die Matratzen fehlten. Am Pfingstmontag hatten Zeugen den Accisebeamten Bailly eine Matratze forttragen sehen. Bailly war Bletry's Freund; Beide gaben vor, daß jener die Matratze von diesem geliehen gehabt. Bailly will sie aber schon vor dem 28. Mai sich geholt haben. Ein Zeuge sah ihn sie gerade am Pfingstmontag forttragen.

Mit Blut befleckt erschienen bei der polizeilichen Untersuchung mehre Gegenstände in und am Hause, als: die Seitenwände des Canapé — es waren mehre, aber nur kleine Flecke —; ein Küfermesser; ein Stück vom Getäfel der Wand, über dem Canapé mit einem braunrothen Flecken und einer Reihe ebenso gefärbter Tröpfchen; mehre Dielen; ein Schenktisch mit zwei Aufschlagklappen, auf dem gegen 10 Flecke auf der Vorderseite sichtbar wurden; mehres Wäschzeug, unter Anderm zwei Nachthauben, welche hinter einer Kommode vorgezogen wurden.

Siebzehn Monate nach der muthmaßlichen That, als die Untersuchung durch Sachverständige und die chemische Analyse der befleckten Gegenstände statthatte, fanden jene nicht mehr überall die sichtbaren Blutspuren, welche bei der ersten Be-

sichtigung bemerkt worden. Durch Einwirkung der Zeit und die Feuchtigkeit des Zimmers konnten sie nicht verschwunden sein, möglicherweise aber durch Abwaschen. Unzweifelhaft ergab sich bei der Analyse nur noch: daß das Getäfel der Wand über dem Canapé, die Seitentheile des Canapé, und der Schenktisch und drei Nachtmützen wirkliche Blutspuren trugen. Die Sachverständigen räumten aber, auf die Frage eines Geschworenen, ein: daß auch bei Ermangelung der chemischen Charaktere des Blutes die Flecken dessen physische Anzeichen trugen.

Die feuchte und kothige Stelle im Keller, wo Würmer sich gezeigt und ein starker Leichengeruch verspürt worden, nahm man als den Ort an, wo die Leiche bis zur Fortschaffung niedergelegt war. Bletry erklärte die Feuchtigkeit dadurch, daß Regen und Spülwasser in Menge in diesen Theil des Kellers dringe. Uebrigens habe er Essig bereitet, wozu man Pflanzenstoffe brauche, aus denen bekanntlich Würmer entständen.

Bletry bestritt auch, daß am Treppengeländer der Abdruck einer blutigen Hand zu sehen gewesen, ein Punkt, auf den wir noch einmal zurückkommen. Daß Bohrlöcher in den Dielen des Mordzimmers gewesen, um das viele mit Blut gemischte Wasser beim Scheuern schneller in die unterliegenden Gemächer zu vertreiben, müssen wir als Thatsache der Anklageacte glauben. Vernommen scheint vor diesen Assisen Niemand darüber zu sein; nur bekundet eine Frau Widmann, daß Bletry am Pfingstmontag um einen Bohrer und Hobel bitten ließ.

Die Frau Lacour, in der Mansarde des Bletry'schen Hauses wohnend, wusch für Bletry nach Pfingsten. Als sie Wäsche einseifte, fand sie ein Hemde mit einem Blutflecken am Kragen. Sie zeigte es der Dinicher, die zu ihr sagte: „Da

müssen Sie stark reiben." Aber der Flecken verschwand nicht gänzlich. Bletry behauptete, die Flecken in seiner Wäschwären durch die schlechte Asche gekommen, die man zur Lauge genommen.

Eine Zeugin vom Hörensagen trat in Karoline Riefenecker auf, von der bemerkt wird, daß sie ein äußerst schönes, geschmackvoll gekleidetes Mädchen sei: „Am 20. Juni 1845 kam Frau Decker zu mir und sagte mir, Bletry's Haus sehe aus wie ein Schlachthaus. Frau Decker erzählte mir, sie habe Blutflecken auf dem Fußboden, dem Hausgang und im Garten gesehen. Eines Tages wollte Bletry's Hund in Gegenwart der Frau Decker Blut auflecken; Franziska stieß ihn mit einem Fußtritt weg, damit er nicht toll werde. Franziska sagte der Frau Decker, all dies Blut käme von dem heftigen Nasenbluten, woran Fritz leide; er verlöre besonders häufig Blut im Frühjahr, weil er sehr gern und viel trinke." Ein Zeugniß, auf welches nur um deshalb Gewicht gelegt ward, weil die angeführte Frau Decker (eben wie der Entrepreneur Schulz und der Factor Fisson) zu Bletry's nächsten Freunden gezählt wurde, welche Alles gethan haben sollten, die Sache zu verdunkeln und die Spuren zu verwischen. Die Decker selbst scheint gerade über diese Rede nicht vernommen zu sein.

Vor den ersten Assisen hatte eine Zeugin, Frau Reinder, die in Kolmar nicht mehr erschien, Folgendes ausgesagt: „Ich erhielt von der Frau Hahn, von der Schwester Magdalene Dinicher's, einen Bündel Weißgeräthe zu waschen; Mehres von dem Geräthe hatte Flecken, die ich für Blutflecken hielt, und die nach dem ersten Waschen nicht verschwanden. Als Magdalene Dinicher verhaftet worden, sprach ich darüber mit Frau Hahn. Diese sagte zu mir: «Glauben Sie denn, daß die schwarze Dame viel Geld hatte?» Ich entgegnete:

«Ja, sie hatte mehre Tausend Francs.» Darauf sagte die Hahn: «Ah bah! sie hatte nur 4 Francs.» «Woher wissen Sie das?» frug ich. Bei diesen Worten wurde Frau Hahn, die Schwester der Dinicher, ganz bleich und niedergedonnert; sie schloß mir ihre Thür zu."

Die Dinicher gerieth bei Verlesung dieser Aussage in Heftigkeit: es sei schändlich, daß Zeugen ohne Gewissenhaftigkeit sprächen, und die Hand vor dem Crucifix erhöben, um zu lügen. Daß Weibergeklatsch in dem Processe eine bedeutende und verderbliche Rolle gespielt hat, ist nicht wegzuleugnen.

Aber das Blut selbst ward von den Verklagten auch gar nicht weggeleugnet, wenigstens nicht vor den kolmarer Assisen. Die Flecken und der Geruch mußten zu bedeutend geworden sein, daß ihre Klugheit ihnen eingab, nicht beim Bestreiten von einem Etwas zu beharren, was da war und geglaubt wurde. Vor den zweiten Assisen nahm ihre Vertheidigung daher eine andere Wendung: sie räumten ein, ja es mögen Blutflecken in unserm Hause gefunden sein, es ist sogar hier viel Blut geflossen, aber es hat einen natürlichen, unschuldigen Grund. Nicht weniger als vier Quellen wurden angegeben: Blutegel, Hämorrhoiden, Nasenbluten und ein weiblicher Blutfluß. Fritz Weidenbacher litt beständig am Nasenbluten, Bletry an Hämorrhoiden und einem Halsübel, zu dessen Cur er immerwährend Blutegel bedurfte, und endlich trat eine neue Intervenientin auf, Franziska's Schwester, welche, krank, an Blutverlusten mannichfacher Art gelitten haben wollte. Waren diese Krankheitszustände und Thatsachen erwiesen, so verlor das furchtbare Indicium der Blutflecke seine beweisende Kraft. Zum Ueberfluß entsann sich

Bletry, daß er oft gemalt, die Flecken auf dem Weißzeug könnten von Farbe oder auch von Ochsenblut herrühren, das er oft in seiner Haushaltung gebraucht.

Daß Bletry selbst 1843 an einem Halsübel gelitten, weshalb ihm Blutegel gesetzt worden, und zwar noch wenige Tage vor seiner Verhaftung, bekunden zwei Aerzte. Er behauptete, wegen seiner Vollblütigkeit oft zu diesen Hülfsmitteln schreiten zu müssen.

Daß Fritz Weidenbacher an Nasenbluten früher gelitten, ward von Zeugen bekundet, dagegen hatte er im Gefängnisse niemals Nasenbluten, was sich jedoch daraus erklären ließ, daß er, der den Wein über den Durst liebte, während seiner beinahe zweijährigen Haft nur Wasser zu trinken bekam. Wird aber der Knecht des Hauses, wenn das Nasenbluten ihn überkam, das Blut in den Wohnzimmern haben fließen lassen?

Das wichtigste Blutzeugniß ist das von Franziska's Schwester, Magdalene Lallemand; wir stellen es daher ausführlich her: „Im April 1843 bat mich meine Mutter, ich solle zu Bletry gehen, und meine Schwester Franziska bitten, wieder zu uns zurückzukehren. Ich that dies; Bletry wollte es nicht leiden. Er wurde wüthend, und sagte zu Franziska, er habe nur noch seine Herberge zum Lebensunterhalt; sie dürfe ihn nicht verlassen. Drei Tage nach meiner Ankunft wurde ich krank: ich hatte heftiges Halsweh und einen Fluß. Ich wollte mir Blutegel ans Zahnfleisch setzen lassen, um die Geschwulst zu vertreiben; meine Schwester wollte es nicht leiden. Am Tage darauf nahm mein Uebel zu; ich verlangte abermals nach Blutegeln. Bletry wollte es durchaus nicht zugeben, weil das bei der Entzündung schädlich sei. Hierauf entfernte sich Bletry von Hause; Franziska ging ihm bald nach. In ihrer Abwesenheit bat ich

Fritz, mir zwei Blutegel zu Mühlhausen zu kaufen. Er that es. Einer derselben biß nicht an; da hat ich ihn, mir noch zwei zu kaufen. Diese Blutegel bissen tüchtig an, nachdem ich sie ans Zahnfleisch gesetzt. Da ich weder Topf noch Schüssel genommen hatte, so spie ich das Blut, das mir den Mund füllte, an den Fuß des Canapé. Ich wollte aber das Blut gern wegwischen, damit Bletry und Franziska nicht sähen, daß ich gegen ihren Rath Blutegel angesetzt. Da nahm ich, weil ich nichts bei mir hatte, im Nachttische zwei Leinenstücke, und wischte Alles damit ab, ohne aufzuwaschen. Als ich sie genau ansah, waren es zwei Nachthauben. Ich warf dieselben hierauf hinter ein Möbel." Außerdem wollte sie auch Blutverlust gehabt haben, weshalb sie sich von Franziska ein Paar Unterbeinkleider geliehen.

Die Zeugin ist eine Schwester der auf Leben und Tod angeklagten Franziska! Warum hatte sie den wichtigen Umstand, daß sie sich Blutegel angesetzt und das Blut an den Fuß des Canapé gespien, bei ihrer frühern Vernehmung nicht erwähnt? — Sie antwortete: weil man sie damals nicht darüber befragt! — Warum sie zu einer so zarten und kitzlichen Verrichtung wie das Blutegelansetzen im Munde gerade Fritz Weidenbacher zugezogen, warum sie nicht, was so natürlich war, die Hülfe der Lacour, die im Hause war, beansprucht habe? Weil sie der geschwätzigen Zunge der Lacour nicht getraut habe. Endlich wollte sie schon am Himmelfahrtstage (25. Mai) nach Hause zurückgekehrt sein, und der Generaladvocat behauptete, daß das Canapé erst an diesem Tage zu Bletry gebracht worden. Da erklärte Magdalene schnell: sie wisse nicht genau, an welchem Tage sie heimgekehrt sei, es werde nur so ungefähr um den Himmelfahrtstag gewesen sein, aber sie sei noch im Hause gewesen, als das Canapé gebracht worden.

Auch wenn man Magdalenens Aussage volle Glaubwürdigkeit schenkte, wäre damit nichts ermittelt, wo das Maß, die Ausdehnung, die Intensivität der aufgefundenen Blutflecke nicht feststeht. Sah es so blutig aus, wie die Anklageacte sagt, daß man nicht Alles fortscheuern konnte, mußte man sogar den Bohrer und Hobel zu Hülfe nehmen, um das Blut zu bewältigen, so würde das Ausspeien und der Blutfluß schwerlich zur Erklärung ausreichen. Daß Magdalene so ängstlich vor ihrer Schwester und deren Geliebten gewesen, damit diese auch nachher nichts von ihrer Selbstcur erführen, scheint wenig motivirt; daß sie zum Ersten Besten gegriffen, selbst zu Hauben, um das Blut fortzuwischen, daß sie diese nachher hinter der Kommode versteckt, und man sie selbst bei der Wäsche nicht aufgefunden oder vermißt haben sollte, klingt wenigstens nicht wahrscheinlich.

Professor Tourdes erklärte: die Blutspuren könnten wol durch einen Blutfluß oder infolge des Ansetzens von Blutegeln entstanden sein; jedoch die Bluttröpfchen an der Wand keines falls von einem Blutfluß aus dem Unterleibe herrühren; eine Erklärung, zu der man gerade kein Sachverständiger zu sein braucht. Der Vertheidiger behauptete, das Zimmer sei so eng, daß schon bei einem heftigen Nasenbluten das Blut überall an die Wände hätte spritzen müssen. Alsdann freilich konnte es auch beim Ausspeien nach einer Blutegelcur im Munde noch leichter an die Wand spritzen. Aber es wäre ungewöhnlich, wenn man das Blut aus dem Munde lassen will, über ein Canapé hinweg es an die Wand sprühen zu lassen.

Das Unbegreiflichste bei dieser natürlichen Erklärung aber bleibt, daß sie erst 18 Monate nach der ersten Entdeckung gegeben wurde. Bletry erklärte mit der ihm eigenen Ruhe oder Frechheit: „Bei den ersten Verhandlungen sagte ich, ich wisse nicht, wie man Blutspuren in dem Zimmer habe bemerken

können. Jetzt erklärt sich Alles durch die Krankheit Magdalenens und durch die Blutegel, die sie sich anlegen ließ. Ich hatte nichts davon gewußt, da dies Zimmer nicht das meinige war."

Wo Blut das Fundament war, wo Blutspuren überall gefunden oder gesucht wurden, wo den Angeschuldigten Alles darauf ankam, sie zu vertilgen, wo unter ihnen eine Einigkeit herrschte, die nur durch lange, innige Verabredung entstehen kann, wo sie über die geringfügigsten Umstände, die jeder Andere, namentlich jeder Unschuldige, längst vergessen hätte, wo sie im Plan ihrer Vertheidigung, im Alibibeweis sich so geschickt verständigt hatten, da sollte ihnen ganz zuletzt erst eingefallen sein, wie das Blut auf die natürlichste Weise auf Boden, Wand und Mobilien gekommen sei? und Magdalene Lallemand mußte wie die Andern zur Antwort geben: ich habe es früher nicht gesagt, weil ich nicht darum befragt wurde!

Die Wahrnehmungen der Frau Lacour.

Alles Bisherige waren entferntere Indicien, aneinandergekettet durch eine Reihe von Vernunftschlüssen. Das Siegel ward ihnen erst durch die — späte Aussage der Lacour aufgedrückt, eine Frau, die mit ihrem Manne in den Mansarden des Hauses bei Bletry zur Miethe wohnte und, dem Anschein nach, von diesem und seinen Hausgenossen gelegentlich zu Arbeiten und Dienstleistungen angenommen ward. Sie lautet:

„Am Tage vor Pfingsten, den 3. Juni Abends, war ich in der Küche im Mansardenstockwerk, wo ich wohnte, und kochte das Abendessen für meinen Mann, den ich erwartete; da hörte ich einen Schrei und dann ein dumpfes Geräusch. Ich

glaubte, Franziska Lallemand weine. Ein paar Augenblicke nachher lief Franziska Lallemand die Treppe herauf; sie zitterte und bebte, und war ganz erschüttert. Sie verlangte eine Feder von mir; ich suchte danach. Mein Kleiner hatte eine, die gab ich ihr. Darauf ging Franziska wieder hinab."

„Der Schrei kam aus dem Zimmer, wo das Canapé stand. (Es war ein erstickter Schrei, den die Zeugin vor den Geschworenen nachahmte. Auch das dumpfe Geräusch, das darauf folgte, suchte sie nachzuahmen, indem sie mit dem Fuße mehrmals zappelnd aufstieß.) Schrei und Geräusch waren beinahe Eins, der Schrei war deutlich von dem Rufe Bletry's nach seinem Knechte Fritz zu unterscheiden. Gleich darauf lief Franziska die Treppe herauf."

„Sie zitterte und bebte; sie keuchte, so! Sie sagte zu mir: «Frau Lacour, Frau Lacour, eine Feder, geben Sie mir eine Feder!» Das kam mir komisch vor, daß Jemand von mir eine Feder fodert. Aber mein Kleiner hatte in der Schule eine Feder gefunden, und er hatte mich sogar gebeten, ihm seine Feder nicht wegzunehmen. Ich gab die Feder der Franziska; die brachte sie hinunter. Hernach hörte ich Herrn Bletry den Fritz rufen. Er schrie so (mit heftigem Tone): «Fritz, besorge diesen Brief geschwind, sogleich.» Fritz antwortete ihm laut (dessen Stimme nachahmend): «Es regnet; ich kann jetzt nicht.» Es war auch wirklich sehr schlechtes Wetter. Weiter sah ich nichts; es war schwarze Nacht; ich hatte kein Licht. Ich blieb auch oben."

Es war beinahe 9 Uhr Abends, als die Lacour diesen Schrei und dies Geräusch hörte.

Wenn es noch der Argumente bedürfte, daß ein mündliches Verfahren, um den erkennenden Richter in volle Kenntniß zu setzen, vor dem schriftlichen Vorzüge habe, liefert sie dieser Fall. Wie läßt sich ein nachgemachtes Geräusch und

Geschrei auf dem Papier wiedergeben? Was die sinnliche Wahrnehmung eines Moments eingiebt, kann auch durch die allersorgfältigste Beschreibung der Feder nicht ersetzt werden. Daß auch die sinnliche Wahrnehmung täuschen könne, ist eine Sache für sich; wo ist aber diese Täuschung nicht, und wo sind mehr Mittel gegeben, sich gegen dieselbe zu wahren! Nach der schriftlichen Aufzeichnung müssen wir annehmen, die Lacour habe jene Töne richtig wiedergegeben. Könnten aber mit gesundem Menschenverstande und psychologischer und physischer Erfahrung ausgestattete Geschworene nicht gerade in ihren Mienen, ihren Bewegungen eine unrichtige Auffassung entdecken, kleine Züge, die sich in Worten nicht auffassen lassen und die doch auf das Zeugniß den Stempel der innern Unwahrheit drücken?

Der erste wichtige Einwand gegen dieses Zeugniß ist: daß es so spät erst zum Vorschein kam. Statt der Lacour finden wir den Generaladvocaten auf diesen Einwand antworten: sie sei im ersten Augenblick so voll Schrecken gewesen, daß sie Alles vergessen habe, sie habe nicht begriffen, wie wichtig gewisse Umstände seien, die ihr unbedeutend erschienen. Erst nach und nach kamen sie ihr ins Gedächtniß zurück. Für sie spricht, daß sich darin auch kein Schatten eines Widerspruchs finde.

Der Polizeicommissar Rouetta sagte: als er die Lacour zum ersten male verhört, sei sie voller Schrecken gewesen und habe zu ihm gesagt: „Lassen Sie mich in Ruhe, ich weiß von nichts."

Das beste Zeugniß für die Richtigkeit des Zeugnisses der Lacour gibt das Benehmen der Angeschuldigten. Sie lassen alle Wahrnehmungen der Frau bestehen und geben ihnen nur eine andere Deutung. Hiermit ist schon von selbst der spätere Versuch, die Glaubwürdigkeit der Frau anzu-

greifen, abgewiesen. Bletry berief sich zwar auf ihren frühern Lebenslauf; man antwortete ihm aber, es sei nicht das Geringste zu ermitteln gewesen; seitens der Angeschuldigten ist auch nichts Haltbares vorgekommen. Sie habe beständig in ihren Anklagen geschwankt. Darauf erwiderte der Ankläger: Warum die Lacour denn nichts von der schwarzen Dame gesagt und gewußt! Wenn sie nach Eingebung der Phantasie rede, oder gar als wissentlich falsche Zeugin, werde sie die Punkte in den Vordergrund gestellt haben, von denen Jedermann in Mühlhausen zu wissen geglaubt, während gerade sie nur Dinge bemerkt, die kein Anderer gesehen. Er schildert sie als eine Frau von reizbaren Nerven und zarter Beschaffenheit; aber bei einer solchen Körperbildung irre man sich in nichts (?), was sich auf die sinnliche Auffassung bezieht.

Wenn es auch sehr problematisch ist, daß eine so nervös reizbare Frau sich in nichts irren sollte, so ist doch ihr Wahrnehmungsvermögen gewiß schärfer, welches sich auch bei der Lacour so weit erstreckte, daß sie Ahnungen hatte und Gespenster, wenn nicht sah, doch hörte. Sie mußte noch vor den Assisen eine Gespenstergeschichte erzählen, die ihr vor der Mordthat begegnet war:

„Ich lag mit meinem Manne zu Bette, als ich plötzlich drei Schläge hörte, so: Tok! tok! tok! Ich sagte zu meinem Manne: «Klopfst vielleicht du so?» Er sagte: «Bist du's denn nicht?» Ich sagte: «Wenn ich es wäre, so früge ich nicht.» Mein Mann stand auf und sah nach, ob vielleicht der Hund an der Thür wäre. Darauf sagte ich: «Die Schläge kamen aus dem Zimmer, nicht aus dem Hausgange; ich habe drei schwache Schläge gehört; vielleicht ist es ein Gespenst.» Mein Mann sagte darauf: «Närrin! es gibt keine Gespenster.» Ich wollte anfangs nicht davon reden; aber an einem spätern Tage, wo wir mit Franziska und

Magdalene zusammen waren, sagte ich: «Ich glaube, es sind Gespenster im Hause»; und Magdalene sagte: «Ich glaube es auch.» Und da sagten wir: «O gewiß gibt es bald ein Unglück im Hause.»"

Wenn man daraus hätte folgern wollen, daß auch ihre Wahrnehmungen am Abende des Pfingstsonnabends nicht mehr als eine Vision gewesen, so machte eine der Angeklagten selbst diese Auslegung zuschanden, indem die Dinicher die drei Schläge, welche die Lacour gehört, für eine wirkliche Thatsache erklärte: die beiden Thüren eines Schenktisches, der nicht recht verschlossen gewesen, hatten gegen ihr Bett geschlagen.

Auf die Anrede des Präsidenten: „Sie waren tief erschüttert, Franziska, als Sie von Frau Lacour die Feder foderten; Sie mußten sich auf das Treppengeländer stützen, wo man später den Abdruck einer blutigen Hand entdeckte; was haben Sie darauf zu sagen?" antwortete Franziska nichts als: „Ich war sehr eilig. Die Diligence ging bald ab; ich mußte Herrn Bletry's Packet noch forttragen."

Die blutige Hand am Treppengeländer.

Ein Zeuge Denger, den man nicht wieder auffinden können, hatte bei den frühern Assisen bekundet: eines Tages an der Eisenbahn habe er von einem Morde gehört, welcher in Bletry's Haus begangen. Da sein Weg ihn am Hause vorübergeführt, und dasselbe offengestanden, sei er hineingetreten und habe deutlich auf dem Treppengeländer den Abdruck einer Hand bemerkt. Er habe jedoch nicht erkannt, ob der Abdruck von Blut oder von Schmuz hergerührt.

Fritz Weidenbacher erklärte: er habe einmal eine Wunde an der Hand gehabt; möglich, daß der Abdruck davon hergerührt.

Mehr Zeugenaussagen darüber finden sich nicht. Daß der Abdruck einer Hand, von Blut herrührend, auf dem Treppengeländer sichtbar gewesen, scheint nicht allein dem öffentlichen Ankläger, sondern auch dem Präsidenten für eine ermittelte Thatsache gegolten zu haben. Der Friedensrichter Ritter hatte bekundet: daß der Abdruck einer blutigen Hand deutlich am Treppengeländer zu sehen gewesen.

Die Vertheidiger der Angeklagten rügten, daß man nicht auch das Treppengeländer selbst als Beweisstück herbeigebracht habe. Diese Sache gehöre wie so viele andere zu der Legion von Einbildungen, an denen der Proceß leide. Uebrigens hätten alle Untersuchungen des angeblichen Handabdrucks weiter nichts ergeben, als daß man zwei Flecke gefunden, die über ein Meter auseinandergestanden. Ein anderer Anwalt der Angeklagten erklärte: das Haus sei ganz neu, er habe es besichtigt und nichts gefunden. Daß die Chemiker in den Flecken am Geländer kein Blut entdeckt, ist schon oben angeführt.

Bietry's Deutung der Wahrnehmung und die Alibibeweise.

Bietry will am Nachmittage des Pfingstsonnabends krank gewesen sein, und angezogen im Bette gelegen haben. Durch das Fenster habe ihm der Gerichtsbote einen Haft- oder Arrestbefehl überreicht. Erschreckt über dessen nur vermutheten Inhalt, denn er habe ihn nicht eröffnet, habe er schnell an seinen Bruder, den Staatsprocurator, um Rath oder Hülfe zu schreiben beschlossen, deshalb nach einer Feder zur Frau Lacour hinaufgeschickt (weil seine eigenen Federn von vielem Briefschreiben stumpf gewesen) und, um den Brief noch an dem Abend mit der Diligence befördern zu können, nach einem Ziegelstein (zu Fritz) gerufen, diesen durchbrochen, was das

Geräusch, den Fall verursacht, und in ein Packet gelegt, welches Franziska noch am selben Abende nach der Diligence gebracht.

Die Vorladung und deren Einhändigung durchs Fenster herein hatte ihre Richtigkeit. Der Gerichtsvollzieher Gissinger bekundete: am 3. Juni Abends Bletry von der Straße aus durch das Fenster ein Urtheil behändigt zu haben, welches ein Herr Steiner gegen ihn erwirkt. Es enthielt aber keinen Verhaftsbefehl, sondern nur eine einfache Insinuation. Die Richter begriffen nicht, wie eine so wenig dringliche Zufertigung Bletry, der an solche gerichtliche Verfügungen nur zu gewohnt war, dermaßen in Schreck setzen können, daß er nicht aus und ein gewußt und augenblicklich an seinen Bruder schreiben müssen, als hänge sein Leben davon ab. „Gissinger war der pünktlichste Gerichtsvollzieher", sagte er, „dem fast alle Verhaftungen in Schuldsachen übertragen worden; so mistraute ich ihm; und ich halte meine Besorgniß noch für gegründet."

Was die Foderung nach einer Schreibfeder, einem Ziegelsteine anlangt, so stimmen die Aussagen der Zeugen aufs Haar mit der Bletry's, aber die Zeugen sind seine Mitschuldigen.

Bletry erklärte, auf Befragen, daß er zwar angezogen zu Bette gelegen, aber nicht in Stiefeln, sondern in Pantoffeln. Wie aber konnte er mit Pantoffeln das Geräusch mit den Füßen gemacht haben, welches die Lacour gehört und er nicht ableugnete? „Mein Haus", antwortete er, „ist eine wahre Laterne, man hört jedes Geräusch von oben bis unten." Aber noch sonderbarer erschien es, daß Bletry, nachdem er den ihn in solche Angst versetzenden Gerichtsbefehl empfangen, sich noch einmal zu Bette gelegt haben sollte. Er erklärte es durch seine große Aufregung wegen seiner Verhältnisse, auch habe

er den Gerichtsbefehl nicht sogleich gelesen. Sein Zimmer habe er nachher nicht mehr verlassen.

Fisson, Factor einer Buchdruckerei in Nancy, der zum Besuch in Mühlhausen war und seit kurzem auf dem freundschaftlichsten Fuße mit Bletry stand, erzählt von diesem Sonnabend: „Um Pfingsten 1843 sagte ich zu Bletry, ich wolle die Festtage in Strasburg zubringen. Samstags, um 2 Uhr, ging ich zu ihm und traf ihn leidend; er sagte mir, er leide schrecklich an Halsweh. Gegen 8 Uhr Abends holte ich zwei Briefe ab, die ich ihm nach Strasburg mitnehmen sollte. Er gab mir die Briefe etwas später und sagte mir, er wolle sich legen, weil er krank sei. Ich erwiderte hierauf: «Da thun Sie recht; Sie sehen nicht wohl aus.» Es war zwischen 7 und 8 Uhr Abends, am 3. Juni." Was von Fisson's Glaubwürdigkeit zu halten, darüber unten.

Bailly, ein anderer Freund Bletry's, bei ihm in Kost, bestätigte Franziska's Angabe hinsichts des abendlichen Ganges nach dem Diligencebureau. Sie war in großer Eile; er begleitete sie und kam mit ihr zurück. Franziska trug dann das Abendessen auf; auch Fritz aß mit am Abendtisch.

Dieser trauliche Abendtisch nach einer Mordthat, wo die Leiche noch im Zimmer liegen und die Dielen noch von Blut schwimmen mußten, hätte allerdings etwas Befremdendes, wenn — der Zeuge volle Glaubwürdigkeit hätte.

Aber noch seltsamer erscheint die Sache, wenn man eine andere Entlastungszeugin hört, die Frau Decker, die aber nebst ihrem Manne und dem Factor Fisson, gleichwie Bailly und Schulz, zu Bletry's Freunden gehört, denen man sämmtlich zutraut, daß sie dem Angeklagten allen Vorschub geleistet.

„Ich kam am 3. Juni in Bletry's Haus; der Polizeiagent Roy trank dort ein Glas Bier. Bletry rauchte in einer Ecke des Zimmers seine Pfeife. Er schuldete mir 30 Sous; Fran-

ziska lieh ihm dieses Geld, damit er mir es zurückzahlte. Nach dem Abendessen, um 8 Uhr, bat Bletry meinen Mann, ihn zum Gerichtsvollzieher Gissinger zu begleiten; sie kamen erst um 10 Uhr Abends wieder. Montag Morgens, am 5. Juni, kam Franziska zu uns; es war ungefähr 6 Uhr Morgens. Sie wollte einen Miethsvertrag, worin die Möbeln des Bletry'schen Hauses auf ihren Namen eingetragen waren, einschreiben lassen; aber mein Mann bemerkte ihr, es sei etwas Regelwidriges darin. Sie bat unsern Kleinen, den Vertrag zu Bletry zu bringen, um ihn zu verbessern. Mein Kleiner kam gegen 8 Uhr wieder; er trug sodann aus Gefälligkeit den Vertrag auf das Einschreibungsamt. Während dieser Zeit blieb Franziska bei uns. Der Kleine kam um 9 Uhr zurück; hierauf ging Franziska mit ihm nach Freschwald, um Kuchen zu kaufen. Um 10 Uhr ging ich zu Bletry; er war schon nach Basel fort."

Hiernach wäre nicht allein am Abende des Mordtages im Bletry'schen Hause ruhig und wie gewöhnlich zu Abend gegessen worden, sondern ein Besuch, eine Frau seiner Bekanntschaft, wäre den ganzen Abend freundschaftlich dort geblieben; man hätte geraucht, Bier getrunken, abgerechnet, gespeist wie im tiefsten Frieden, und Bletry wäre am späten Abend noch in Geschäften ausgegangen. Danach wäre nicht allein die Aussage der Lacour unrichtig, sondern auch die Franziska's, Fisson's und Bletry's selbst. Wo wäre die Angst wegen des Arrestbefehls, Franziska's Hast, den Brief zu besorgen, wo bliebe Bletry's Krankheit, der im Bette gelegen haben und, nachdem er den Brief fortgeschickt, nicht mehr ausgegangen sein will.

Wie sollte ein Richter, fernab von jeder persönlichen Anschauung, auf solche Zeugenaussagen ein Urtheil fällen? Nur Richter, welche die beiden Frauen von Angesicht sahen, ihre

Summe hörten, welche sich anderweitig von ihrem Charakter und Ruf unterrichten konnten, konnten auch über das Maß ihrer Glaubwürdigkeit ein Urtheil sich selbst machen. Für diesen Fall kommt uns indeß ein Gespräch oder eine Scene in etwas zu Hülfe, welche in den Verhandlungen der Aufnahme nur werth erachtet ist.

Der Generalanwalt hielt es zur Erforschung der Wahrheit für nützlich, die Lacour noch einmal verführen zu lassen, um Näheres über einen Zank zu erfahren, den die Decker mit der Lacour in Pietry's Hause gehabt. Es heißt:

Bei diesen Worten äußert Frau Decker einen großen Schrecken, sie geräth in Zittern und weint. Ihre Beine wanken, man bringt ihr einen Stuhl.

Frau Lacour nähert sich der Frau Decker; diese vermeidet ihren Anblick und hält den Kopf gesenkt.

Frau Lacour. Nach Pietry's Verhaftung war ich oben; ich hörte Geräusch, ging hinunter und sah Herrn Decker und Frau. Ich bat Frau Decker um die Rückgabe eines Korbes, den ich der Franziska geliehen; ich that dies in aller Ruhe. Da schimpfte sie mich und sagte: „Du wirst deinen Korb schon wiederkriegen, Lumpenmensch, verfluchte H...; du sollst schon sehen! Bald wird Pietry wieder freikommen und dich aus dem Hause jagen."

Der Generaladvocat. Sie hatten die Frau Decker nicht beleidigt?

Frau Lacour. Nicht im entferntesten.

Frau Decker. Ich will mit diesem Weibe nicht streiten; ich vermag es nicht.

Der Generaladvocat. Also steht fest, daß Frau Decker die Frau Lacour wegen ihrer Aussage bei der Untersuchung beschimpft hat.

Die Glaubwürdigkeit der Decker ſcheint nach dieſer Ausſage wenigſtens nicht zu wachſen.

Dagegen erſcheint durch den letzten Theil der Ausſage der Decker Franziska's Alibi am Morgen des Pfingſtmontags erwieſen. Die Decker führt hier ſpecielle Umſtände auf, über die man ſich nicht leicht irrt (wenn nicht ein gefliſſentlich falſches Zeugniß angenommen würde), und eine Luiſe Nancey beſtätigte, daß Franziska an dem Morgen im Decker'ſchen Hauſe geweſen. Ueberdies ſind die Zeugenausſagen, welche Franziska beim Transportiren der Leichenkiſte zur Eiſenbahnſtation mit betheiligen wollen, viel ungewiſſer und ſchwankender als diejenigen, welche die Betheiligung der Magdalene Dinicher darthun.

Gravirend für ſie iſt nur die Ausſage der Lacour, ihr Verhältniß zu Pierry, als deſſen innigſte Vertraute, Mitwiſſerin und Helferin ſie erſcheint, und der ihr zugemuthete Beſitz der gelben Kiſte, in welcher der Leichnam gefunden ward. Die Zeugenausſagen für und gegen dieſen wichtigen Punkt ſind folgende.

Die gelbe Kiſte.

Gehörte die gelbe Kiſte, in welcher die Leiche auf der Station gefunden worden, Franziska Lallemand?

Der Mann der Lacour erkannte ſie „ungefähr"; ſeine Frau „ganz genau". Sie hatte ſie immer in Franziska's Stube geſehen; der Deckel ſtand immer offen; Franziska hatte ihr geſagt: dadurch blieben die Kleider luftig.

Franziska behauptete: nie eine ſolche Kiſte beſeſſen zu haben, die ihrige ſei drei mal größer, mit Schweinsleder überzogen, der

Deckel mit einem Stück Tapete beklebt; auch habe sie nie eine andere gehabt.

Man brachte die zwei Kisten in den Saal, welche nach Bletry's Angabe in seinem und Franziska's Besitze gewesen. Die Lacour betheuerte, diese Kisten nie bei Bletry erblickt zu haben. Schon als sie in den ersten Tagen des März mit ihrem Manne in das Haus zog, sah sie dagegen die gelbe Kiste, indem Franziska sie rief, ihre Kleider sich zu besehen, die in der Kiste lagen.

Bletry hatte im Jahre 1840 die junge Franziska Lallemand bei den „Schwestern zur Vorsehung" in Mühlhausen untergebracht, um sie Lesen zu lehren. Die Schwester Flavia bezeugte, daß Franziska damals eine Kiste gehabt, „die gerade so aussah wie diese hier (die gelbe), ebenso groß, ebenso gestaltet, von dieser Farbe, nur dunkler". Es ward bemerkt, daß der Koffer seitdem öfters gewaschen worden. Flavia erklärte, sie habe sich die Sache seit ihrem ersten Verhöre genau überlegt, sie habe die Nachbarn gefragt, wo Franziska geschlafen; Alle hätten gesagt, Franziska habe nur einen gelben Koffer gehabt, und das sei dieser hier.

Durch das Zeugniß eines Kaufmanns in Mömpelgard ward erwiesen, daß Franziska den Koffer, mit Schweinsleder überzogen, von ihm gekauft (über das Wann finden wir keine Notiz). „Warum", ruft ihr Vertheidiger, „hätte sie, schon im Besitze des gelben, noch des schweinsledernen bedurft?"

Aber sie hatte den gelben, als sie zu den Schwestern der Vorsehung kam, und als sie im Herbst desselben Jahres die Schwestern wieder verließ, hatte sie ihn auch noch. Sie bat die Schusterin Ott, die gelbe Kiste bei ihr einstweilen niederstellen zu dürfen, und die Ott erkannte in der Leichenkiste Franziska's gelbe Kiste wieder, die einst bei ihr zur Verwahrung gewesen

Die Eheleute Hengel erkannten in der gelben Kiste „unzweifelhaft" den Koffer der Franziska Lallemand. Nur hatte der Ehemann geglaubt, die Handhaben wären von weißem Leder, während die, welche er jetzt sähe, von braunem wären.

Dagegen erkannte die Schwester Kasimir aus dem Kloster zur Vorsehung die Kiste nicht für die, welche Franziska gehörte. Sie wußte nur von einem Köfferchen, welches die Kostgängerin damals besessen; das Köfferchen fand sich nicht unter den ihr vorgezeigten Kisten. Auch die Schwester Oswald erinnerte sich eines kleinen, mit Schweinsleder überzogenen Koffers; die gelbe Kiste war ihr fremd. Schwester Flavia erinnerte sich nunmehr, daß die Franziska auch ein solches Köfferchen mit Schweinsleder gehabt, blieb aber fest bei ihrer frühern Aussage.

Welcher Richter gleicht diese Widersprüche aus! Wer sagt dem Urtheilsfasser, dem nichts als Acten vorliegen, nur Das, ob der Schwester Flavia oder der Schwester Oswald mehr zu trauen sei, welche von Beiden schärfere Augen, bessere Beobachtungsgabe in andern Dingen bewiesen, welche von Beiden sich mehr um die junge Kostgängerin und ihre Sachen bekümmert? Eine gelbe Kiste ist kein Unicum; es können zwei sich so ähnlich sehen, daß der Verfertiger selbst sich darüber täuscht; aber diese Fälle gehören zu den Seltenheiten, und das Urtheil einer Schustersfrau, die in dergleichen Dingen einen scharfen Blick haben dürfte, die in diesem Falle besonders qualificirt erscheint, da sie die Kiste bei sich in Verwahrung gehabt, in einer wahrscheinlich engen Wohnung, und die, von weiblicher Neugierde angeregt, die Kiste des hübschen Mädchens wol mit Auge und Hand geprüft und geschätzt haben dürfte, dieses Urtheil besonders dürfte in der Sache nicht ohne ein

Gewicht sein, welches durch die andern Aussagen noch um ein Bedeutendes verstärkt wird.

Motive der That.

Pietro war dem Ruin nahe vor der That, ihm fehlte das Nothwendigste, und bald nach der That sieht man ihn im Besitz von Geld; er unternimmt Reisen und macht Einkäufe, welche, wenn gerade nicht auf Ueberfluß, doch darauf deuten, daß er jetzt nicht mehr nöthig hatte zu sparen. Die natürliche Schlußfolgerung: er hat sein Opfer, um es zu berauben, umgebracht und es wirklich beraubt, daher das Geld nachher bei ihm.

Aus allem bisher Mitgetheilten, aus allen Zeugenaussagen, selbst denen seiner Freunde, die er als Entlastungszeugen berief, geht seine drückende Lage hervor. Er stand auf dem Punkte, zum zweiten male Bankrott zu machen, Arrestschläge und Verhaftsbefehle umschwirrten ihn von allen Seiten in so erschreckender Gestalt, daß er aus Angst die Zusendungen nicht mehr öffnete, weil er den trüben Inhalt derselben voraus wußte. Und doch, im Widerspruch damit, pocht er in seinen Verhören darauf, daß man ihm Unrecht thue, er sei damals nicht am Bankrott gewesen, nicht am Bettelstab, denn noch jetzt sei der Bankrott nicht ausgebrochen. Man begreift den sonst so klugen Mann nicht; konnte er glauben, nur einen unter seinen Richtern damit zu täuschen, welche mit den Verhältnissen an Ort und Stelle besser als wir in der Ferne bekannt sind, denen diesmal aus den gegebenen lückenhaften Mittheilungen seine trostlose Lage doch hell genug in die Augen springt? Wenn auch durch Zuthun seiner Familie nach

mals sein zweiter oder letzter Bankrott aufgeschoben oder vermieden wurde, so geht doch schon aus seinen eigenen Eingeständnissen hervor, daß er damals, in der drückendsten Lage, am Rande des Verderbens schwebte.

Freilich mußte ihm Alles daran liegen, sich vor den Richtern in eine bessere Lage hineinzulügen, um auch das Motiv zur That zu entfernen; aber sein Verstand hätte ihm sagen müssen, daß, so widersprechenden und deutlichen Zeugnissen gegenüber, der Beweis ihm nicht gelingen könne, und der Versuch, ihn zu führen, den Verdacht gegen ihn nur noch vermehren müsse.

Am heftigsten ward er bei der Aussage der Lacour, die mit ihrer schwatzhaften Zunge der schrecklichen Geschichte vom Pfingstsonnabend noch eine andere hinzufügte:

„Zwei Tage nachher traf ich Fritz; er kam von der Stadt mit einem Packet Bonbons zurück, die er für Franziska gekauft hatte. Da sagte ich: «Fritz, das ist was Gutes; aber es wird dir an der Nase vorbeigehen.» Er antwortete: «Ja wol, Frau Lacour.» Dann sagte er noch: «Jetzt wird's nicht mehr an Geld fehlen.» Ich muß Ihnen sagen, daß Herr Bletry, als ich ihm vor Pfingsten meine Miethe bezahlte, ein Börschen hatte, worin nur noch sieben Sous waren. Er sagte mir, meinem Manne ginge es besser als ihm, weil er eine gute Besoldung habe. Herr Bletry sagte mir, er habe Alles eingebüßt. Er kaufte sich Holz für ein paar Sous ein. Ich habe selbst Holz für ihn geholt; und Frau Stengel sagte zu mir: «Wenn Sie für Bletry Holz holen, so gebe ich Ihnen keins mehr.» Nach Pfingsten kauften Bletry und Franziska eine Menge Sachen ein; ich weiß aber nicht, ob sie sie bezahlt haben."

Da rief Bletry erzürnt aus: „Es ist nicht wahr, daß ich mir Holz für vier bis fünf Sous einkaufte; es ist nicht wahr,

daß ich nur noch wenige Centimes hatte. Die Wirthschaft ging auf Rechnung der Franziska Lallemand; ich war bei ihr in Kost. Man öffne Franziska's Wirthschaftsbuch und sehe! Ich brauchte kein Geld."

Aber die Lacour ließ sich nicht irre machen und versicherte, Bletry habe es ihr gesagt, als er ganz allein auf der Schwelle seiner Thür stand und seine Pfeife rauchte; er müsse sich ja selbst daran erinnern. Die Decker, seine Freundin, hatte im Zeugniß zu seinen Gunsten gesagt, daß er ihr nicht 30 Sous bezahlen können, welche Franziska dann für ihn hergab. Magdalene Lallemand, deren Blutverluste das aufgefundene Blut erklären sollten, hatte bekundet, daß Bletry beim Gedanken, Franziska zu verlieren, wüthend geworden; denn er habe nur noch seine Schenke zum Lebensunterhalte. Bletry und Franziska sprachen von oftmaligem Gold- oder Silbereinwechseln bei dritten Personen vor der Katastrophe, aber diese Personen wollten sich dieser Geschäfte mit Beiden gar nicht entsinnen. Nach der That war dagegen Geld vorhanden.

Am Pfingstmontag kaufte Bletry in Basel bei der Reise dahin mit Franziska ein Wirthshausschild mit der Ueberschrift: „Zur Burgunder Weinlese", eine Mütze und andere nicht eben nothwendige Gegenstände. Vor der Heimkehr sagte er zum Zeugen Alonsi, welches dieser bekundet: „Wir müssen sehen, ob wir auch genug zur Rückkehr haben." Also war mit dem Gelde auch der Muth wieder da, die Wirthschaft aufs neue in Gang zu bringen.

Endlich, so fanden sich in der Kommode 200 Francs in Gold, welche Bletry's Freund, Fissen, nach der Verhaftung des Ersteren und im geheimen Auftrage desselben an sich nehmen und verwahren sollte. Beide Verklagten, Bletry wie Franziska, behaupteten, sie gehörten der Letztern; es wären ihre Ersparnisse, sagte diese, und Bletry wollte davon nichts

gewußt haben, da es nicht seine Sache sei, in Anderer Kisten zu blicken oder um ihre Angelegenheiten sich zu kümmern. Aber zwischen Beiden herrschte eine so vollkommene Einigkeit, und nicht allein Bletry war von seinen Gläubigern aufs äußerste gedrängt, sondern auch Franziska, als dem Namen nach Besitzerin der Schenke, war vielfach zur Bezahlung kleiner Schulden aufgefodert und zog die Mahnenden hin. Es ist möglich, daß sie einen Rothpfennig sich aufsparen, ihn nicht angreifen wollen; aber das Factum bleibt verdächtigend bestehen, daß nach der Katastrophe Geld da war, von dem Bletry selbst erklären mußte, daß er vor der Katastrophe nichts davon gewußt.

Sonst schweigen alle Nachrichten über den Gegenstand, die Größe des vermutheten Raubes. Ein Schatz kann es nicht gewesen sein. Einen Schatz wird eine einzelne in Modehut und Taffetkleid umherwandernde (oder reisende) fremde Dame nicht bei sich geführt haben. Ein Schatz würde nachher aufgeleuchtet haben; aber es kommen nur ein Wirthshausschild, eine Mütze, ein Pompadour, ein Packet Bonbons und außerdem 200 Francs zum Vorschein. Hatte sie aber Goldstücke bei sich? Ward ihre goldene Kette, die übrigens in den Zeugenaussagen vor den letzten Assisen ebenso wie die durchbrochenen Filethandschuhe wieder verschwunden ist, vielleicht bei der Reise nach Basel versilbert? Das Reich der Vermuthungen ist groß, aber selbst die aufgeregte Einbildungskraft der Bewohner von Mühlhausen hat hier auch nicht eine Spur entdeckt.

Fisson und die untergeschobenen Schlüssel.

Gendarmerielieutenant Schleretter hatte ausgesagt: „Bei der Haussuchung in Bletry's Wohnung fand man einen Bund

Schlüssel, mehr als 20, die alle hell glänzend aussahen, über dem Spiegel hängen. Später wurden statt derselben andere Schlüssel untergeschoben. Der Gefangenwärter zu Mühlhausen beging die Nachlässigkeit, daß er die Angeklagten miteinander verkehren und zusammen trinken ließ. Er wurde deshalb abgesetzt."

Man hat bei der Untersuchung sehr viel Gewicht auf diesen Umstand gelegt und zur Ermittelung desselben alle Kraft aufgewandt. Bletry erwiderte auf die Anschuldigung vor den Assisen: „Es sind keine andern Schlüssel untergeschoben worden. Mit Erlaubniß des Herrn Staatsanwalts zu Altkirch ließ ich durch Fissen Schlüssel holen, um dadurch dem Herrn Galisser zu Strasburg Unannehmlichkeiten zu ersparen; denn diese Schlüssel öffneten drei Koffer, die bei demselben niedergelegt waren. Diese Schlüssel bat ich Fissen zu nehmen: aber es sind keine untergeschoben worden. Im Gefängnisse hatte ich Tag und Nacht zwei Wächter bei mir; wie konnte ich da mit den andern Angeklagten verkehren?" Und in dieser Antwort ist schon das Summum der Schuld und des Ermittelten ausgesprochen. Es zeigt, daß die erste Untersuchung nicht mit der nöthigen Sorgfalt und Strenge geführt ist, um Verschleppungen und Verdunkelungen zu verhüten. Daß man dem Gefangenen erlaubt hat, durch einen Freund sich Schlüssel aus seiner Wohnung holen zu lassen, um damit irgendwie zu operiren, gehört auch zu den Unbegreiflichkeiten, an denen dieser Proceß so reich ist. Der Generaladvocat bemerkte, daß gerade der Schlüssel zum Koffer, der von Bletry bei Herrn Galisser in Strasburg niedergelegt worden, von Fissen nicht mitgenommen, sondern im Bletry'schen Hause zurückgeblieben sei, wogegen die Vermuthung sich aussprach, daß Bletry Fissen beauftragt, den Schlüssel verschwinden zu lassen, welcher zur gelben Leichenkiste paßte.

Ermittelt iſt, trotz der weitläufigen Verhandlungen über dieſen Punkt, nichts weiter, der Schlüſſel zur Kiſte hat ſich nicht gefunden; unter Bletry's Sachen und Koffern iſt nichts entdeckt worden, was über ſeine Schuld oder Unſchuld in der Hauptſache Aufſchluß gäbe. Das einzige Reſultat, daß Bletry's Schritte ein Schuldbewußtſein ausdrücken, ſteht auch ſonſt ſchon feſt. Er braucht aber um deswillen noch kein Räuber und Mörder geweſen zu ſein, wenn er vom Gefängniß aus Verſuche macht, einen Theil ſeiner Sachen den Augen und Händen der Gerichte zu entziehen. Dies erklärte ſich ſchon aus ſeiner pecuniären Lage, dicht am Bankrott, den er aus vielen Gründen zu verbergen ſuchte.

Namentlich iſt der Factor einer Buchdruckerei in Nancy, Riſſon, Bletry's Freund und als Mitwiſſer oder Helfershelfer verdächtigt, darüber aufs ſtrengſte inquirirt worden. Seine Ausſage über eine Zuſammenkunft mit Bletry am Pfingſtſonnabend iſt ſchon oben angeführt. Riſſon war am 4. Juni (Pfingſtſonntag) nach Straßburg gereiſt und erſt am 21. nach Mühlhauſen zurückgekehrt, wo er von einem höchſt vergnügten und muntern Mittageſſen berichtet, welches er mit ſeiner Frau, der Madame Baliſſer aus Straßburg und Franziska bei Bletry eingenommen habe. Am Tage darauf war Bletry verhaftet worden; Riſſon ſchwur, daß es ein hölliſches Complot ſei. Auf einen Brief Bletry's aus dem Gefängniſſe beſuchte er dieſen in demſelben, völlig von ſeiner Unſchuld überzeugt, und that, was er konnte, ihn zu tröſten und ihm zu helfen. Seine Frau brachte ihm Eſſen; er trank mit ihm zwei Flaſchen Limonade gazeuſe, was zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß Bletry und ſeine Freunde im Gefängniß in Champagner ſchwelgten. Er übernahm es, für Bletry in deſſen Keller nach dem Weine zu ſehen, auch für Franziska die 200 Francs in Gold aus der Kommode zu nehmen. Er

fand bei dieser Gelegenheit ein kleines Medaillon, was er ihr brachte. Auch bat ihn Pietry, aus dem Schlüsselbund, das über dem Spiegel hinge, die drei Schlüssel, welche die Koffer bei Galisser öffnen, fortzuthun, damit diese braven Leute nicht in seine Sache verwickelt würden. „Thun Sie an die Stelle dieser Schlüssel andere", sagte Pietry. Hierdurch wird Pietry also in diesem Nebenpunkte durch seinen eigenen Freund einer Unwahrheit geziehen.

Fisson verkehrte später wegen der Schlüssel und des Geldes mit dem Staatsprocurator Pietry, der ihm rieth, nichts von der Sache zu sagen, „weil es unnütz sei und die Untersuchung nur verlängere". Indessen war es durch Andere schon ruchbar geworden, und Fisson legte darauf vor dem Friedensrichter Ritter ein vollständiges Bekenntniß ab, was ihn indeß vor einer bei ihm vorgenommenen Haussuchung nicht schützte. Sein Principal, der Buchdruckereibesitzer Barré, gab ihm das Zeugniß, daß er zwar leichtsinnig und fähig sei, sich unbedachterweise in gefährliche Sachen einzulassen, übrigens sittlich, von reinen Gesinnungen und als rechtlicher Mann, der die Wahrheit nicht verhehlen könne, sich nur in gutem Glauben und mit Redlichkeit in dieser Sache betheiligt haben werde. Nur scheint eine Stelle des Briefes, den Fisson nach seiner ersten Vernehmung an den Staatsprocurator Pietry schrieb, um diesen davon zu unterrichten, etwas bedenklich:

„Ich muß noch hinzufügen, daß ich ausgesagt, diese Vertauschung der Schlüssel habe nur zum Zwecke gehabt, den Schlüssel eines Koffers wegzuschaffen, der seit einem Jahre in Strasburg ist. Adieu! Gott wird für uns sein. Ein Gruß aus dem aufrichtigsten Herzen."

Im Lichte eines Complicen, wenngleich eines in gutem Glauben handelnden, erscheint Fisson danach jedenfalls, und es rechtfertigt den Verdacht, den man gegen seine und seiner

Frau Aussagen begte, wenngleich dieselben, wenigstens was diesen Punkt anlangt, eher zu Ungunsten der Angeklagten, oder besser des nachlässigen ersten Polizei- und Gerichtsverfahrens ein Zeugniß ablegen. Wie sollte in einer Untersuchung die Wahrheit ermittelt werden, wo den auf Tod und Leben Angeklagten verstattet war, die Besuche ihrer Freunde anzunehmen, ihnen Bestellungen zu ertheilen, in ihrem Hause Anordnungen zu treffen, fortzuschaffen, was nicht gefunden werden sollte, umzuwechseln, Botschaften auszurichten und ihnen zu überbringen und zu hinterbringen, was ihnen angenehm war!

Hiermit waren die Aussagen der Zeugen geschlossen, die bunt durcheinandergingen. Es ist hier versucht, alle ein Factum betreffenden zusammenzufügen und zu schichten. Der ganze Proceß erscheint als eine Perlenstickerei, oder ein Versuch aus Atomen, die unter der Hand wieder verschwinden, ein Bild, ein Gewebe zu entwerfen. Ein Hauch hat da Wichtigkeit, und ein Stäubchen, das man fallen läßt, konnte das ganze Gebäude verrücken. Aber was ist das Facit? Worauf beruht die Wahrheit, die wir abstrahiren? Auf einem Rechenexempel, während eine einzige sinnliche Anschauung uns die volle moralische Ueberzeugung eingäbe. Hätte ein Daguerreotypist den Moment erfaßt, wie Franziska aus dem Zimmer stürzt, die Treppe hinaufeilt und zitternd sich an das Geländer hält, dieser einzige Blick sagte, was bogenlange Berichte vergebens darzustellen sich bemühen.

Das Benehmen der Angeklagten während der Verhandlungen war sehr verschieden.

Pietry warf schon in der ersten Sitzung auf die Zuhörer lebhafte Blicke, in denen sich die Verwegenheit seines Charakters spiegelte. Franziska Lallemand zeigte sich traurig und niedergeschlagen und blieb es während des ganzen Processes.

Als der Friedensrichter Ritter bei den ersten Vorverhandlungen zu ihm gesagt, daß Magdalene Dinicher als die Person erkannt worden, welche am Pfingstmontag mit der Kiste auf dem Wege nach Dornach war, antwortete ihm Pietry: „So mag sie zusehen, wie sie sich herauszieht." Als dieses Dictum vor den Assisen ihm zur Erklärung vorgehalten ward, rief er trotzig: „Ich kann den Herrn Friedensrichter nicht hindern, Unwahres zu berichten." Der Friedensrichter rief mit erhobener Stimme: „Ich beschwöre, daß dem so ist."

Pietry bewahrte durch alle Sitzungen dieselbe Geistesgegenwart, obgleich die Gründe, die er dann und wann für sich geltend machte, weit vergeholt waren. So ließ er sich von zwei Belastungszeugen bezeugen, daß er auch einmal einem armen Manne, der auf der Straße dem Hungertode nahe gewesen, mit Hülfe bereitwillig beigesprungen sei.

Magdalene Dinicher vertheidigte sich beständig im Tone der Entrüstung, Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrufend. Einmal rief sie mit kräftiger Stimme: „Ich fürchte die Polizei nicht; ich hatte nie mit ihr zu thun. Ich flehe nur unter Gott, meinem Herrn. Und selbst Gott habe ich hier nicht zu fürchten; denn mein Gewissen ist rein."

Das gutmüthig dumme Gesicht Fritz Weidenbacher's schien der Anklage, daß er ein Mordgehülfe sei, von selbst zu widersprechen.

Die Reden des öffentlichen Anklägers und der Vertheidiger waren französisch, d. h. das declamatorische Element über-

wiegt, was uns in einem Falle, wo die Gefühle, die Leidenschaften und die Phantasien ohnedies aufgeregt waren, besonders überflüssig erscheint: wo vielmehr es Aufgabe war, mit Kälte und Scharfblick die unsichtbaren Fäden zwischen den sichtbaren Punkten aufzufinden und ins Licht zu stellen. Es ist zudem für den Deutschen ein schmerzhaftes Gefühl, an einem Orte, wo früher nur deutsche Laute tönten, wo auch heute der Mehrzahl nach uns deutsche Namen begegnen, in französischer Sprache die Verhandlungen geführt zu sehen, die deutschredenden Angeklagten und Zeugen nur durch Hülfe eines Dolmetschers in ihrem eigenen Vaterlande verstanden zu wissen und mit französischem Formelwesen leicht hinweg über Klage und Vertheidigung sprudeln zu sehen. Wir vermissen den deutschen Ernst auf einem deutschen Boden! Aber es scheint, daß man der Sache überdrüssig geworden, man sah den Ausgang, die Stimmung der Geschworenen voraus, ermüdet eilte man zu dem Ende hin, welches, wie die Dinge standen, wahrscheinlich vor jedem Gericht Dasselbe gewesen wäre.

Aus der Schlußrede des öffentlichen Anklägers nur einige Momente: „In der Thatsache eines Schlachtopfers ohne Namen, eines gemordeten Weibes, das Keiner zu den Seinigen zählt, findet sich das Geheimniß der Schwierigkeiten, welche dies verwickelte Verfahren bot; deshalb foderte es so gebieterisch die gewissenhafte Aufmerksamkeit, die Sie ihm gewidmet. Der Name des Schlachtopfers wäre in der That der Schlüssel der Thatsachen, die dem Verbrechen vorangingen und dasselbe herbeiführten. Jedoch kann der Mangel des Namens den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen; wenn die Gesetze der öffentlichen Sicherheit jedes menschliche Wesen verpflichten, so beschützen sie auch jedes menschliche Wesen, wer es auch immer sei. In einem Worte, wir wissen, daß ein Verbrechen vor-

liegt. Wir zeigen Ihnen einerseits die gräßlichen Reste eines Menschen und andererseits die Bank der Angeklagten."

„Also das Corpus delicti war da. Umschließt es denn aber in seinem Dasein auch die That, das Verbrechen, einen begangenen Mord? Man hat später die Vermuthung aufgestellt: es sei wol eine Leiche dagewesen, aber keine Ermordung. Der Körper möchte aus einer anatomischen Schule herrühren, die aus Gründen die Leiche hätte wieder loswerden wollen, möglicherweise sei auch ein Scherz dabei im Spiele. Irgendwo glauben wir sogar gelesen zu haben, es sei ein Spaß deutscher Studenten der Medicin, welche der Welt und den französischen Gerichten ein Räthsel aufgeben wollen und so die verpackte Leiche auf die Eisenbahn auf das Gerathewohl geschickt. Wenn ein Scherz möglich war, ist es denkbar, daß man ihn so weit treiben können, daß die lustigen Thäter sich nicht gemeldet, oder auf andere Weise intervenirt hätten, wo es sich um Ruf, Freiheit, Leben von vier Unschuldigen handelte? Das würden, die Erfahrung hat es gelehrt, selbst Mörder gethan haben, auf denen die wirkliche Blutschuld gelastet hätte. Nicht, daß man von ihnen den Heroismus verlangt, sich selbst anzugeben; aber durch Winke aus der Ferne würden sie sich angetrieben gefühlt haben, den Irrthum der Richter zu zerstören. Wenigstens finden wir von diesem Humanitätstriebe in allen Verbrechergeschichten Züge. Ohne Rachegefühl, ohne das motivirte Gefühl der Schadenfreude und ohne sich etwa dadurch selbst zu sichern vor der Verfolgung, sieht auch ein verhärteter Verbrecher Unschuldige nicht gleichgültig wegen eines von ihm begangenen Verbrechens zum Tode führen. Hier kam kein solcher Wink; keine anonymen Briefe. Aber die Leiche zeigte auch keine Spuren einer anatomischen Behandlung; sie war vollständig erhalten, und nach dem Gutachten der strasburger Aerzte hatte das Opfer

durch einen Stich in den Hals sein Leben eingebüßt. Solange kein Grund da ist, an der Richtigkeit dieses Gutachtens zu zweifeln, bleibt also eine Ermordung bestehen."

Und die Thäter! Aus „der Unermeßlichkeit der Einzelheiten" weiß uns der Ankläger auf keinem zuverlässigern Wege, als den wir gingen, zu einem festen Ziele zu führen. Eine Absicht, die Gerechtigkeit zu täuschen, geht aus den Vorgängen zu Fegersheim ohne Zweifel hervor. Aber was war die unausgesprochene Absicht der Mörder mit der Leiche? Die Anklage vermuthet, daß man die Kiste in den Rhein oder die Ill werfen wollen, und sie sei nur durch Zufall auf der Station Fegersheim stehen geblieben. Aber es bleibt Vermuthung. Die fremde Gestalt, welche die Kiste umschwebte, und in der der Bahnwärter Bletry erkannt haben will, hat ihre geheimen Intentionen nirgends ausgesprochen. Warum blieb sie dort stehen, warum war sie nicht weiter, nach einer entferntern Station, adressirt? Wollte sie Jemand dort abholen? Dann mußte er sich legimitiren. Wollte er sie heimlich fortholen, stehlen? Eine schwere, unbeholfene Kiste, unter der ein starker Träger fast erlag! Unwahrscheinlichkeiten und Räthsel auf jedem Schritte.

Das Opfer war die schwarze Dame, deren Existenz, ihre Erscheinung in Mühlhausen, ihr Eintritt in Bletry's Haus zur Evidenz erwiesen ist. Sie war da und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. „Meine Herren, wenn ein großes Verbrechen begangen worden, wenn eine That geschehen, die allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn bietet, verbreitet sich in Europa die Entrüstung darüber; und Alles fragt nach dem Schuldigen und forscht nach dem Schlachtopfer. Es entsteht eine Art elektrische Bewegung, welche keine Entfernung des Raums kennt. Ja, meine Herren, als man erfuhr, es sei eine weibliche Leiche in einer Kiste auf Station

Hegersheim gefunden worden, war die Aufregung allgemein. Es ist dies eine Anerkennung, die man der menschlichen Sittlichkeit zollen muß. Das wolle Gott nicht, daß es jemals anders sei! Kein Palast, keine Hütte, wo man nicht von dem namenlosen Schlachtopfer sprach. Wie sollte man glauben, jetzt, wo die Rechtssache alle Geister seit zwei Jahren beschäftigt, daß jene schwarze Dame, wenn sie noch am Leben wäre, sich nicht wieder gezeigt hätte! Wahrlich, wenn sie noch lebte, wenn sie nicht gemordet wäre, so würde diese Frau, welche Hütte sie auch bewohne, in welchem Palaste sie heimisch wäre, sie würde sich gezeigt, sie würde zu den Angeklagten gesagt haben: «Ihr armen Unglücklichen, für mich habt ihr geduldet, ich komme, daß ich euch der Freiheit wiedergebe.» Aber die schwarze Dame erscheint nicht; und es ist nichts mehr von ihr vorhanden als diese gräßliche Leiche."

Im Schluß der Rede finden wir folgendes auffällige Argument: „Der Gedanke des Rechts soll jetzt durch Sie zur Wirklichkeit werden. Es ist hochwichtig, der elsässischen Bevölkerung, die noch zu der Meinung geneigt ist, daß gewissen Ständen Vorrechte ankleben, zu beweisen, daß in diesen Hallen mit gleichem Maße Allen gemessen wird, und die Strafe keine andern Grenzen hat als die der Strafbarkeit."

Der öffentliche Ankläger ließ die Anklage gegen Magdalene Dinicher und Fritz Weidenbacher zum Schlusse fallen; in Bezug auf Franziska Lallemand glaubte er, daß mildernde Umstände könnten geltend gemacht werden.

Somit fühlte also die Anklage selbst den Boden unter sich wanken, und ehe noch die Vertheidiger ihre Batterien spielen lassen, auf solche Anzeigen gestützt, hatten diese leichtere Arbeit. Der Advocat Koch sagte: „Nie hat noch eine Rechtssache die öffentliche Meinung lebhafter beschäftigt; aber es hat sich auch noch nie eine seltsamere Rechtssache in den gericht-

lichen Jahrbüchern irgendeines Jahrhunderts und irgendeines Landes gezeigt." Das Verbrechen ließ er bestehen, aber mit unbekannten Motiven, wie die Leiche ohne Namen war. Auf die Angeklagten habe aber nur die unglückselige Zusammengesellung von Umständen, unerheblich in ihrer Vereinzelung, doch mit giftigem Schein in ihrer Zusammenstellung, das Ungewitter herangezogen. Das Gerücht allein habe dieses Wetter beschworen, das Gerücht, allein entstanden aus dem unreinen Munde einer öffentlichen Dirne. Die Neuschwander habe eigentlich die Anklage geschaffen, die von der öffentlichen Meinung geliebkost worden, welche sich immer in tragischen Elementen, umsomehr, wenn sie vom Schleier des Geheimnißvollen umgeben seien, gefalle. Der Vertheidiger charakterisirt den ganzen Proceß: „Welches Chaos, wie viel Verwirrung, wie viele Widersprüche, wie viele verschiedenartige Erscheinungen in diesem Wortkampfe! Einen Augenblick lang scheint der Angeklagte an den Rand des Abgrundes gedrängt und findet im nächsten ein Rettungsbret. Hier eine bestimmte Erkennung; dort wieder ein vollkommen erwiesenes Alibi; dann Zeugen, die einander aufs beharrlichste Lügen strafen. So ist das traurige Schauspiel dieser langen, ins Kleinste gehenden Verhandlungen. Dies allein sollte schon genügen, um die Anklage zu Fall zu bringen: wenn die Unwahrscheinlichkeiten, deren sie übervoll ist, wenn erwiesene thatsächliche Unmöglichkeiten (?) sie nicht noch obendrein bekämpften; wenn der Thatbestand selbst, der ihr zur Grundlage dient, sie nicht förmlich Lügen strafte." (?)

Er hebt den Umstand hervor, daß von den zwei Frauen, welche die Leichenkiste auf der Eisenbahn abgegeben, die eine auf keinen Fall nach den Ermittelungen Franziska gewesen. Also müsse noch eine andere Person in die Sache verwickelt sein, der nachzuforschen man unterlassen: eine fünfte, zwischen

der und den Angeklagten gar kein Zusammenhang nachgewiesen worden. Dies ist unbedenklich ein zweifelhafter Punkt. Seine Bedenken, daß die Identität der schwarzen Dame mit der Leiche nicht erwiesen sei, sind, wenn man überhaupt Zeugenaussagen traut, weniger begründet.

Der zweite Vertheidiger, Baillet, setzte auseinander, wie Leidenschaften, Feindschaft, Haß, Angeber oder die Polizei, die sich's zur Aufgabe gestellt, daß kein Geheimniß für sie undurchdringlich bleibe, kurz Alles herbeigestürzt sei mit seinem Zoll wichtiger und unbedeutender Offenbarungen, das einmal aufgetauchte Gerücht zu nähren und die Anklage zu unterstützen. Aber die Last jeder Beschuldigung habe ein furchtbares Gegengewicht gefunden, und die Anklage selbst sei (schon in den vorigen Assisen) wankend geworden, weil ihr die eigene Ueberzeugung gefehlt.

Kaum einen günstigern Grund und Boden konnte die Vertheidigung finden als die Vorgeschichte mit Adele Bulart: „Während der Untersuchung erfährt man mit einem male, das Opfer, die geheimnißvolle schwarze Dame, sei eine gewisse Adele Bulart. Eine Menge Zeugen werden abgehört. Nicht nur sie wird von allen Zeugen aufs förmlichste erkannt; man erkennt auch ihre Kleider, Schmucksachen, die ihr angehörten, und Anderes mehr. Die Anklage thut nun dar, daß ehemals zwischen Adele Bulart und Bletry Verhältnisse bestanden: Bletry war der Vater eines natürlichen Kindes, welches dies Mädchen gehabt. Er habe Adele gemordet, um ihrer Verfolgungen, ihrer Belästigungen loszuwerden. Da dringt eines Tages zu Adele Bulart die Nachricht *ihres* Todes. Sie erhebt eine Beschwerde. Man will ihr nicht glauben; es ist ein listiger Anschlag der Angeklagten. Da muß endlich das Mädchen 120 Meilen weit herreisen und sich dem Untersuchungsrichter vorstellen, und all den vielen Zeugen, die ih-

ren Leichnam erkannten! Was wäre geschehen, wenn Adele Bulart, anstatt in Frankreich zu wohnen, in fremden Landen gewesen, oder in irgendeinem Winkel Frankreichs unbeachtet gestorben wäre? Ein Schauder faßt uns! Ein Gerichtsmord wäre geschehen und hätte den Beifall der öffentlichen Meinung erhalten."

Wo eine solche Täuschung vorangegangen war, wo der Wahn so nahe daran gewesen, ein Opfer zu fodern, mußte diese Warnung besonders erschütternd zu den Richtern sprechen und auffodern, lieber einen Schuldigen ungestraft aus dem Gerichte gehen, als einen Unschuldigen der Härte der Strafe verfallen zu lassen. Der Wahntragödien waren so viele vorangegangen in Frankreich, und die Worte eines Vertheidigers während der Verhandlungen: „Jetzt spricht diese Zeugin bestimmt, daß sie es gesehen, vor einem Jahre sprach sie: Ich erinnere mich dieser Sache wie eines Traums! Aber so ist es mit allen Zeugen: im Anfange sehen sie es wie einen Traum an; nachher geben sie es als Wirklichkeit!" — mögen nicht ohne erschütternden Einfluß auf die Versammlung geblieben sein. Das französische Blut hat vor nichts sich mehr als vor dem Wahne zu hüten.

Es ist geschehen. Einer der Vertheidiger, Yves, der es zuletzt darauf angelegt, die Persönlichkeit der Angeklagten vor ihren Richtern im Gewande der Unschuld hinzustellen und für ihre Demuth, Geduld, Hingebung und religiösen Gefühle die Sympathie zu erwecken, nimmt, was uns bei französischen Assisenverhandlungen sehr ungewohnt erscheint, einen religiösen Anlauf. Er sagt: „Augenscheinlich ist es — unzweifelhaft für mich, für Jeden — daß die Vorsehung zu gewissen Zeitpunkten sich darin gefällt, uns unwiderlegliche, fürchterliche Beweise zu geben, wie mangelhaft und irrig die Urtheile unsers Geistes sind. Dazu wählt sie vorzugsweise den Au-

genblick, wo irgendein großes Verbrechen begangen worden: sie umgibt es mit einem undurchdringlichen Geheimniß; und um uns die Nichtigkeit unsers Verstandes recht zu offenbaren, überläßt sie uns unsern eigenen Kräften und stellt uns allein die ganze Lösung des blutigen Räthsels anheim. Man möchte sagen, daß sie alsdann die Gabe, die uns ihrem göttlichen Wesen näher bringt, uns entzieht. Wie mit einem Schwindel behaftet, stürmen wir über zwanzig Pfade hinweg nach der Entdeckung der Wahrheit, und finden als unser erreichtes Ziel zwanzig mal den Irrthum; aber bald ermüdet unsere hochmüthige Ungeduld. Aergerlich, daß wir das erstrebte Licht nirgends finden, begnügen wir uns mit einem trügerischen Schein, welchen der Zweifel unter unsere Schritte hingeworfen, und verirren uns in Finsternissen. Da fassen wir aufs Gerathewohl das unglückliche Opfer, welches vom Verhängnisse unserm Vorurtheil preisgegeben scheint, und schlagen los auf dasselbe: denn der Schwindel verblendet uns, und das Licht von oben erleuchtet uns nicht mehr."

Die Geschworenen nahmen diese Weisung entgegen. Aber auch eine andere, welche der Vertheidiger Baillet ihnen gab, die Warnung, nicht mit ihrem Gewissen einen Vergleich abzuschließen: „Zweifeln heißt freisprechen. Dieser Grundsatz des heiligen Ludwig wird heutzutage von Niemand mehr bestritten, und dennoch ist es leider nicht selten, daß ein Vergleich zwischen dem Zweifel und der Besorgniß vor der Ungestraftheit eines großen Verbrechens geschlossen wird. Mehr als ein Geschworener hat dem Angeklagten nur deshalb die Wohlthat der mildernden Umstände zuerkannt, weil er sich für nicht genugsam überzeugt hielt. Es ist dies ein unberechenbares Unglück, eine gottlose Abfindung des Gewissens; muß aber nicht das Gewicht dieses Zweifels, der so unselig durch ein „Ja,

mit mildernden Umständen» ausgedrückt ist, ewig auf dem Gewissen Desjenigen lasten, der einen solchen Spruch gab?"

Wenn noch etwas fehlte, die Herzen der Geschworenen weichzustimmen, so geschah es durch die Schlußworte jenes frommen Advocaten, der im Namen der Angeklagten allen Denen, welche sie so schwer gekränkt hatten, als der Marie Neuschwander, der Thereſe Fleury und dem Polizeiagenten Roy, verkündete, daß ihnen vergeben sei: „Ich hebe Sie Alle aus Ihrer Unwürdigkeit empor. Ich löse Sie von der Verantwortlichkeit, die auf Ihrem Gewissen lastet. Erfahren Sie aus meinem Munde, daß diese Unglücklichen Ihnen vergeben."

In der siebenten und Schlußsitzung fragte der Präsident den Angeklagten Bletry: ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung hinzuzufügen habe? Bletry antwortete mit fester Stimme bei tiefer Stille im ganzen Saale:

„In einem so feierlichen Augenblicke, in einem Augenblicke, wo jedes Wort heilig ist, bin ich es mir selbst und meiner Familie schuldig, bin ich es der Stadt schuldig, in der ich geboren ward und in der nie ein Mörder heimisch war, laut zu erklären, daß ich unschuldig, vollkommen unschuldig bin. Das beschwör' ich, die eine Hand auf dem Evangelium, die andere auf meinem Gewissen. Noch mehr, ich rufe das Zeugniß meiner Mitangeklagten auf."

Den Geschworenen wurden acht Fragen vorgelegt:

Ist Jean Nikolas Bletry schuldig, am 3. Juni 1845 einen freiwilligen Todtschlag an der Person einer Frau begangen zu haben, die 40—50 Jahre alt war und deren Name unbekannt blieb; und zwar mit den erschwerenden Umständen, daß der fragliche Todtschlag geschah 1) mit angelegter Hinterlist; 2) mit Vorbedacht; 3) daß das Verbrechen zum Zweck hatte, einen Diebstahl zum Nachtheil dieser Frau

zu begünstigen und zu erleichtern, welcher Diebstahl auch vollführt worden ist?

Drei Fragen in denselben Ausdrücken wurden in Bezug auf die drei Mitangeklagten vorgelegt; sodann vier andere Fragen in Betreff der Mitschuld eines jeden unter den vier Angeklagten.

Die Geschworenen kehrten schon nach zehn Minuten zurück. Der Obmann antwortete, die Hand auf dem Herzen, mit fester Stimme: „Bei meiner Ehre und meinem Gewissen, vor Gott und Menschen, Nein, auf alle Fragen."

Da erklärte Bletry, eine Freisprechung genüge ihm nicht, er verlange eine Ehrenerklärung. Er sei berechtigt, die Wiederherstellung seiner bürgerlichen Ehre zu verlangen: „Nur ein Wort der Ehrenerklärung, Herr Präsident, darum bitte ich Sie."

Der Präsident erwiderte: „Wir haben Sie freigesprochen, weiter können wir nichts thun."

Ob unsere Leser mehr thun können, wird jeder mit sich selbst ausmachen. Wir vermögen es nicht. Geurtheilt hätten wir als Richter wie die Geschworenen; vor uns selbst würden wir uns für incompetent erklärt haben, wo uns der Blick fehlte in das Herz und in Verstand und Fassungsgabe der Zeugen, von denen die Einen beschworen, es sei schwarz, was die Andern, die Hand aufs Herz, für weiß erklärten.

Wenn wir aber mehr zum Glauben an eine Schuldbarkeit Bletry's hinneigten, so tritt uns die Frage entgegen: wie ward es dem von seinen Gläubigern bedrängten, fast bankrotten Manne möglich, wenn er den Vorsatz gefaßt, eine herumvagirende fremde Abenteurerin um ihrer allem Anscheine nach nur geringen Habseligkeiten willen umzubringen, — wie ward es Bletry möglich, nicht allein seine Geliebte, sondern auch zwei Dienstleute, dem Anscheine nach gesunde, ursprüng-

liche Naturen, dahin zu gewinnen, daß sie mit ihm verschlungene Hände machten zum gräßlichen Verbrechen? Welchen Mordlohn konnte er ihnen bieten? Mit welchen Versprechungen ihre Treue und Verschwiegenheit bezahlen? War's um einen Schluck Branntwein, ein Lächeln aus seinem Munde? Uebte er so gewaltigen Zauber auf die Gemüther seiner Umgebungen? Oder welche tiefste moralische Depravation oder welcher andere räthselhafte Zusammenhang hätte dies seltene Verbrecherband der aller verschiedensten Naturen solange zusammengehalten, ohne daß ein Wort, ein Blick, ein Wink sich oder die Andern verrieth?

Die allgemeine Stimme hielt Bletry für schuldig, sein Ruf war zu schlecht; sein finsteres, heruntergekommenes Ansehen widersprach der Meinung nicht. Aber wenn man die Zeugen ins Auge faßte, ward man wieder irre; sie erschienen fast sämmtlich als ein Gesindel, zu allen Thaten und Aussagen fähig.

Seine Freisprechung half ihm nichts gegen das öffentliche Urtheil. Es verdammte ihn nach wie vor. Wo er sich später an öffentlichen Orten zeigte, an einer Wirthstafel niederlassen wollte, wich man vor ihm aus oder nöthigte ihn, als einen bescholtenen Mann, sich zu entfernen. Bald darauf verschwand er; man glaubt, daß er nach Amerika gegangen ist.

4.

James Hind,
der royaliſtiſche Straßenräuber.

Alt-England war von je die eigentliche Heimat der großartigen Räuber, welche man fälſchlich nach Italien verſetzt. Die Volkserinnerung in England feiert das Andenken jener kühnen Wegelagerer und freien Söhne der Wälder mit beſonderer Vorliebe und dichtet dieſen Lieblingen gern Züge verwegenen Muthes, hochherziger Geſinnung und überraſchenden Witzes an. Die Helden der alten Balladen, die Robin Hood und ſeine Geſellen, gehören freilich zum großen Theil mehr der Romantik an als der Geſchichte. Aber auch ſeit dieſe eintritt, wird das Feld nicht leer von kühnen Geſellen, die, ſelbſt wenn ſie den Criminalgerichten verfielen und auf dem Galgen endeten, doch großen, ja ewigen Ruhm im Volke ernteten; denn die Bänkelſänger ſingen noch heute auf den Straßen die Thaten der verwegenen und galanten Wegelagerer.

Zu den berühmtern Lieblingsfiguren gehört der Capitän James Hind, ein Straßenräuber wie er ſein ſoll. Zwar nicht mehr aus der romantiſchen Zeit, ſondern aus einer ſtark politiſch gefärbten, nahm er, als Mann der Zeit, von dieſer Färbung an und glaubte als Räuber einer großen Idee zu dienen, die ihn bis zu ſeinem Tode nicht verließ. Dabei war er, in engliſchem Sinne, ein Gentleman und verband mit ſei-

nem Geſchäfte diejenige Ritterlichkeit, Humanität und den Frohſinn, welche Räuber beſitzen müſſen, um Volkslieblinge zu werden.

James Hind war der einzige Sohn eines Sattlers zu Chipping Norton in Orfordſhire, eines wegen ſeiner außerordentlichen Rechtlichkeit in der ganzen Umgegend geachteten Mannes, außerdem in religiöſen Grundſätzen von puritaniſcher Strenge.

Der Vater ſchickte ihn in die Schule, wo er bis zum funfzehnten Jahre blieb und Leſen, Schreiben und auch genug Rechnen lernte, um einem Hausſtande vorzuſtehen. Aber ſeine Fähigkeiten ſchlugen nach einer andern Richtung aus, als es der Vater wünſchte. Er hatte ihn nach dem Schulbeſuch bei einem Schlächter in die Lehre gegeben; das rohe Weſen und die grauſame Behandlung des Meiſters ließen den Knaben aber nur zwei Jahre dort aushalten. Mit 17 Jahren entlief er aus der Lehre und machte ſich getroſten Muthes nach London, wo dem Muthigen immer das Glück lacht. Vorher hatte James noch einen Brief an die Mutter geſchrieben, in dem er ihr ſeine traurige Lage herzbrechenderweiſe vorſtellte, ſeinen Entſchluß zu rechtfertigen ſuchte und ſie erſuchte, ihm etwas Geld nach London zu ſchicken, damit er ſich dort einen neuen Meiſter ſuchen könne.

Die Mutter, aufs äußerſte von den Leiden ihres einzigen Kindes gerührt, ſcharrte, was ſie vermochte, von ihren Erſparniſſen zuſammen und ſchickte es nach London. War es dies Geld, was ihn verführte? Es wird uns nicht geſagt, wie der Uebergang vom Guten zum Böſen erfolgte. Von den Eigenſchaften des Vaters hatte James wenigſtens nicht die puritaniſche Sittenſtrenge geerbt; oder es war die Strenge des Vaters, welche in dem Sohne die frivole Luſtigkeit als Oppoſition hervorrief. Er jagte in der großen Stadt allen den Vergnügungen nach, welche vor der herben Puritanerherrſchaft in die Winkel ſich verbargen.

Eines Nachts finden wir ihn im Hause einer gefälligen Frau, die am Abend vorher die Tasche eines jungen Bürgers, wider dessen Willen, um fünf Guineen leichter gemacht hatte. Statt der Guineen entdeckte man bei der Frau beim Nachsuchen James Hind, und er ward mit ihr sofort auf die Wache gebracht. Die Frau wanderte am Morgen ins Gefängniß von Newgate; den jungen Burschen ließ man frei. Aber diese Nacht war für sein Schicksal entscheidend. Auf der Wache lernte er einen Straßendieb, damals von großem Namen, kennen, Thomas Allen, der in derselben Nacht auf den Verdacht eines begangenen Diebstahls eingezogen war. Weil es indessen an allen Beweisen fehlte, wurde auch er freigelassen. Beide hatten sich liebgewonnen und beschlossen nach einer kurzen Verständigung einen Bund fürs Leben zu schließen; er wurde noch am selben Morgen in einer nahen Tavern durch einige Gläser besiegelt.

Allen wurde James Hind's guter Lehrmeister; er hatte aber auch nie einen gelehrigern und sinnreichern Schüler gefunden. Sein erstes Probestück war zugleich ein Meisterstück. Schlendernd auf der Straße nach Shooter-Hill, sahen sie von fern einen Reisenden mit seinem Bedienten ankommen. Hind voller Lust, erklärte seinem Begleiter, er fühle sich stark genug, das Wagstück allein zu übernehmen. Allen willigte ein, versteckte sich aber in der Nähe, um, wenn es schlimm ginge, zur Hand zu sein. Die Vorsicht war diesmal unnöthig. Hind näherte sich dem Reisenden in artigster Weise, aber mit der entschlossensten Miene, und ward, ohne Widerstand zu finden, Herr von Allem, was dieser besaß. Aber nachdem er sich überzeugt, daß die Baarschaft nicht übermäßig groß war und der Mann noch eine ziemliche Reise vorhatte, überschlug er

mit ihm, wie viel er zur Vollendung derſelben brauche, und zahlte ihm darauf 20 Shilling aus. Der Beraubte fühlte ſich dadurch und durch die feinen Manieren des Räubers ſo gerührt, daß er ihm die Hand ſchüttelte und ihm verſicherte, ihn nie verrathen zu wollen, und auch wenn er ihn in ſeine Gewalt bekomme, werde er ihm nichts anhaben. Nachdem Hind dem Fremden die glücklichſte Reiſe gewünſcht, kehrte er mit 15 Pfund Sterling zu ſeinem Kameraden zurück. Allen, entzückt über Hind's Muth und Edelſinn, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſchwor, ſich von nun ab nie mehr von ihm zu trennen.

Dieſes Bündniß wurde zwiſchen Beiden gerade um die Zeit geſchloſſen, als ganz England von der Hinrichtung Karl's I. erſchüttert war. Dieſe Blutſchuld, welche ihr Land traf, zu rächen und gutzumachen, was an ihnen war, gaben ſich Allen und Hind das Wort: keinen der Königsmörder zu ſchonen, welche das Schickſal in ihre Hand liefere. Nur zu bald fand ſich Gelegenheit, dieſes ihr Wort in einer Art zu löſen, welche Englands Geſchichte möglicherweiſe eine andere Wendung gegeben hätte. Sie erfuhren, daß Oliver Cromwell in einem Wagen mit geringer Bedeckung aus ſeinem Geburtsorte Hundington nach London fahren werde. Sie lagerten am Wege. Des Protectors Wagen kam, aber ſieben Bewaffnete ritten nebenher. Dies erſchreckte ſie nicht; ſie machten einen beherzten Angriff, der aber natürlich gegen die Uebermacht vollkommen fehlſchlug. Es galt jetzt nur zu fliehen und ſich zu vertheidigen. Thomas Allen wurde verwundet, gefangen, nach London gebracht und ſtarb durch Henkers Hand. James Hind entkam zwar für diesmal, aber nur nach unendlichen Gefahren und Schwierigkeiten.

Cromwell übte eine gute Polizei, wie sie nur mit den Verhältnissen und Sitten der Zeit sich vertrug, und es waren nicht allein die Reiter um seinen Wagen, welche den verwegenen Angreifer auf das Leben des Protectors verfolgten; man machte von allen Seiten Jagd auf ihn. Um ihr zu entgehen tödtete Hind sein Pferd und versteckte sich während mehrer Tage. Dieser Unstern kühlte aber nicht seine Thatenlust. Im Gegentheil, sobald er freie Luft schöpfte, machte er sich wieder auf den Weg, oder vielmehr, er legte sich am Wege nieder, fürs erste mit keiner andern Absicht, als um sich die nothwendigste Waffe und Hauptbedingung eines guten Räubers jener Zeiten, ein Pferd, wieder zu verschaffen.

Das Glück lächelte ihm. Er sah ein gesatteltes Pferd etwas abwärts von der Straße an eine Hecke gebunden. Der Reiter stand, etwa zwanzig Schritte davon, in der Beschäftigung vertieft, von einem Dornstocke, den er sich vielleicht als Waffe eben geschnitten, die Dornen abzuputzen. Die Waffe ward zu spät fertig. James rief freudig beim Anblick des Thieres: „Das ist ja mein Pferd!“ und im Moment saß er auch schon im Sattel, hatte es losgemacht und schickte sich an, ins Weite zu jagen. Der Reisende, erschreckt, fährt auf und schreit: „Herr, was soll das? Das ist ja mein Pferd.“ James muß alle Abenteuer mit Geschick und Anstand ausführen. Er wendet sich noch einmal um und spricht im Tone des äußersten Erstaunens: „Wie, mein Herr, können Sie nicht zufrieden sein, daß ich Ihnen das Geld in Ihren Taschen ließ, um sich ein anderes zu kaufen? Nehmen Sie freundlichen Rath an und geben Sie künftig auf der Straße besser Acht: Sie könnten nicht jedesmal so wohlfeilen Kaufs davonkommen.“

Das Glück lächelte dem verwegenen Manne auch noch weiter. Sein Name erhielt einen guten Klang; und da Capitän Hind (wie er jetzt vom Volke genannt wurde) ſeine royaliſtiſchen Geſinnungen gegen Niemand verbarg, ſo darf angenommen werden, daß es ihm nicht an heimlichen Freunden fehlte, welche ſelbſt zwar nicht gegen die herrſchende Gewalt ihr Haupt zu erheben wagten, ihm aber gern Winke gaben, wo Beute zu finden und Gefahr zu meiden war.

Hughes Peters war ein bekannter Königsmörder. Zu Enfield-Chaſe begegnete ihm der Wegelagerer und foderte ſeine Börſe. Peters verlor nicht die Geiſtesgegenwart; er glaubte den gefürchteten Räuber mit Worten entwaffnen zu können.

„Steht nicht geſchrieben in der Heiligen Schrift: «Du ſollſt nicht ſtehlen?»“ rief er ihm zu. „Auch ſagt Salomo der Weiſe: «Beraubet nicht den Dürftigen, denn er iſt dürftig.»“

Capitän Hind ließ ſich nicht verblüffen, er wußte mit allerhand Waffen zu fechten. Aus dem Vaterhauſe waren ihm die Bibelſtellen erinnerlich geblieben, und er antwortete ihm auf der Stelle: „So du ſelber die Vorſchriften des Geſetzes bei dir behalten, dann hätteſt du auch die Worte des Propheten gewußt, wider die du geſündigt: «Sie haben gefeſſelt ihre Könige und ihre Edeln in Eiſen geſchmiedet!» Schändlicher Heuchler, du wagſt die Heilige Schrift zu citiren und aus der Schrift habt ihr verfluchten Republikaner euern königlichen Herrn und Gebieter gerichtet und ihn vor ſeinem eigenen Palaſt geopfert!“

Peters ließ ſich aber dadurch nicht ſtumm machen. Er vertheidigte den Königsmord durch andere Bibelſtellen und ſchloß damit, daß der Straßenraub eine ſowol vor göttlichen als menſchlichen Geſetzen verdammungswürdige Handlung ſei.

„Still!“ rief ihm Hind zu. „Keine Injurien gegen mein Handwerk! Denn ſagt nicht Salomo ausdrücklich: «Du ſollſt

auch den Räuber nicht verachten.» Aber wir sind nicht beieinander um theologische Disputationen. Schließ deine Ohren auf und höre, was es gilt. Heraus auf der Stelle mit deinem Gelde, oder ich schicke dich zu deinem König und Herrn in die andere Welt, wo du mich anklagen magst."

Auf diese Anrede gingen dem alten Presbyterianer seine Gründe aus. Er griff seufzend in die Tasche und gab ihm seine Börse. Der Capitän hätte billigermaßen mit dem Abenteuer zufrieden sein können, denn es hatte ihm 30 Goldstücke ohne Kampf eingebracht; aber er überschlug, als der Beraubte schon seines Weges zog, daß er doch auch für die Mühe seines theologischen Unterrichts eine Erkenntlichkeit verdiene, und die Lust, den verhaßten Feind seiner Sache noch ein wenig zu quälen, kitzelte ihn. Er gab seinem Pferde die Sporen und holte den geängstigten Mann bald wieder ein.

„Heda, Master!" rief er ihm zu. „Mir ist da eben ein Gedanke gekommen. Weißt du wol, warum dir das Unglück begegnet ist? Ich weiß es, weil du die Worte der Schrift vergessen hast. Steht es nicht geschrieben: «So ihr auf Reisen seid, führet nicht mit euch Gold oder Silber, ja selber nicht Kupfergeld in euerm Sack!?» Und du, frommer Mann, hast dich so vergessen gegen das Gebot, daß du so vieles Gold in deinen Beutel steckest! Siehst du nicht, daß ich die Macht habe, dir Alles zu befehlen, was mir einfällt? Und ich sehe gar nicht ab, warum ich es nicht thun soll. Also bitte ich dich, gib mir auch deinen Mantel."

Der unglückliche Königsmörder fand keine Bibelstelle, um die Bitte ihm zu verweigern. Er gab ihm das Geforderte ohne Widerstreben.

Der Räuber war aber auch damit noch nicht zufrieden: „Unser Herr und Heiland spricht: «Wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht den Rock.» Nun kann ich mir nicht

denken, daß du gegen das Gebot ſündigen willſt. Sollteſt du es aber vergeſſen haben, ſo ſiehſt du doch, daß ich dich in Güte daran erinnere und wäreſt mir Dank ſchuldig."

Auch ſeinen letzten Rock auszuziehen, wollte dem armen Puritaner doch zu hart dünken. Er machte verſchiedene Gegenvorſtellungen, diesmal aber nicht aus der Bibel, ſondern aus allgemeinmenſchlichen Gründen. Der Capitän blickte ihn ernſt an und erklärte: ſolche Gründe könnten ihn nicht bewegen, von einer Foderung abzuſtehen, welche durch die Heilige Schrift geboten ſei.

Peters mußte ſeufzend auch ſeinen Rock ausziehen und in Hemdsärmeln den Weg nach Hauſe antreten. Die That, mit allen Umſtänden, wurde ruchbar, denn der Capitän Hind mochte ſelbſt gern von ſeinen Abenteuern reden, und ſie fand im Publicum großen Beifall. Hughes Peters bekleidete eine Pfarre. Am nächſten Sonntage wollte er von der Kanzel herab gegen die Straßenräuber losdonnern und wählte zum Text ſeiner Predigt einen Vers aus den Pſalmen. Ein Witzbold unter den Zuhörern bemerkte ſo laut, daß es Alle hörten: „Wahrhaftig, wenn nicht etwa Capitän Hind unter uns iſt, ſo wüßte ich doch Niemand, der reſpondiren könnte." Ein allgemeines Gelächter brach unwillkürlich aus; die Andacht war geſtört und der Geiſtliche mußte die Kanzel verlaſſen.

Eines Tages traf James Hind auf dem Wege von Sherbourn nach Shaftesbury in Yorkſhire den viel verrufenen Sergeant Bradſhaw, welcher der Commiſſion, die Karl I. zum Tode verurtheilt, als Präſident vorgeſeſſen und das Todesurtheil gegen den Monarchen ausgeſprochen hatte. Bradſhaw fuhr in einem Wagen. Hind ritt heran und foderte ſeine Börſe. Der Mann des Schreckens glaubte, daß ſein bloßer Name

hinreiche, um den Räuber in ein heilsames Schrecken zu versetzen. „Ich bin Bradshaw", rief er mit feierlicher Stimme heraus.

Aber der Capitän antwortete ihm mit Heftigkeit: „Ob du Bradshaw bist, oder einer von den andern Hunden, die ihres Königs Blut gesoffen haben: ich fürchte dich nicht und könnte nun an dir thun, was du an deinem Herrn gethan. Ich würde ein gutes Werk thun vor Gott und dem Lande; aber lebe nur fort, du Schuft, und laß dich von deinem Gewissen quälen, bis dich der Henker faßt, wie du es verdienst. Du verdienst nicht, von andern Händen zu sterben, und Tyburn, das ist der Ort, wo du hingehörst. Aber merke dir's, ich schone nur darum dein Leben, weil du ein Königsmörder bist, aber als sonstiger Schuft erwürge ich dich augenblicklich, wenn du einen Augenblick zögerst, mir alles Geld, was du bei dir führst, auszuliefern."

Bradshaw zog seine Börse hervor, die nur 40 Shillinge enthielt. Der Capitän, sehr erbittert über den Bettel, den man ihm bot, setzte ihm die Pistole auf die Brust und drohte ihm ein Loch zu schießen, daß die Sterne durch seinen Leib scheinen sollten, wenn er nicht besseres Geld auffinde. Der Sergeant mußte sein Kelleisen öffnen und reichte dem Räuber eine volle Börse mit Goldstücken.

James Hind war damit keineswegs zufrieden. Goldes war es genug, er wollte aber auch noch sein Müthchen kühlen, sich seiner guten That bewußt werden, indem er den Charakter des schlechten Mannes recht ins Licht stelle und ihn auf alle mögliche Art quäle. Deshalb ritt er noch eine Weile neben dem Beraubten her und klingelte ihm dann und wann mit der geraubten Börse um die Ohren, indem er in Absätzen ein Loblied auf das Geld anstimmte.

„Schau, Ehrenmann, das ist das Metall, was mein Herz erfreut! O kostbares Gold, fast verehre ich dich, wie die

Bradſhaw, Pryn und wie das andere gottloſe Geſindel heißt, das ſeinen Herrn und Heiland auch darum verrathen würde, ſo er noch einmal zur Erde herabkäme. Das iſt die Univerſalmedicin der großen republikaniſchen Aerzte. Solche Wunderthäter haben die Katholiken nicht; dagegen ſind nichts die Künſte der Jeſuiten. Das iſt ein Zauber, dem Alles ein Spiel iſt. Die Gerechtigkeit macht es blind und taub. Es wäſcht dir jeden Flecken ab, ſelbſt den pechſchwarzen Verrath. In zwei, drei Tagen ändert es ſo durchaus einen ganzen Menſchen, als ſieben volle Jahre ſonſt nicht thun. Wer noch geſtern ein Rebell war, wenn es ſein muß, das Geld macht ihn heute zu einem loyalen Mann. Ja einem Schuft, wie du, um Geld glauben ſie dir, daß du eine ehrliche, unſchuldige Seele biſt. Das iſt ein Lebenstropfen; eine Sache, die ſchon im Ausſterben iſt, für Geld erholt ſie ſich wieder und glaubt noch einmal an ſich ſelbſt. Und desgleichen kann ich damit Verſchwörungen und Parteien, die ſich dem Teufel verſchworen, ſprengen; Narren mache ich zu Weiſen und aus Weiſen Narren, und aus Beiden, wie's mir gefällt, gerade ſolche Böſewichter als du biſt."

Capitän Hind, nachdem er genug zum Lobe des Geldes geſprochen, zog ſeine Piſtole heraus und ſpannte den Hahn. Bradſhaw zitterte. Aber der Räuber ſprach:

„Du und deine hölliſche Bande, ihr ſeid nun lange genug, wie Jehu, auf eurer Laufbahn voll Blut und Gottloſigkeit fortgerannt, und euer Vorwand war ein heiliger Eifer für den Herrn und ſeine Heerſcharen. Wie lange ihr noch darauf fortlaufen werdet, das weiß Gott allein. Wie dem auch ſei, ich meines Theils will Alles thun, euch ein bischen aufzuhalten."

Damit drückte er die Piſtole los, aber nicht auf den Königsmörder, ſondern auf den Kopf eines der Pferde vor ſei-

nem Wagen. Eine zweite Pistole tödtete das zweite Thie
und indem er neben dem Auftritt voll Verwirrung, den flü
genden, geängsteten Rossen und dem schwankenden Wagen r
big hielt und immer wieder seine Gewehre lud, erschoß er d
sämmtlichen Pferde vor Bradshaw's Wagen, eines nach de
andern, und sprengte erst dann ins Weite.

Bald nachher begegnete James Hind zwischen Petersfie
und Portsmouth einem Wagen voll Damen. Er reitet a
den Kutschenschlag los, lüftet den Hut und erklärt den Da
men: er sei ein Ritter in Wehr und Waffen für die Vertheidigung des schönen Geschlechts; speciell aber sei er in diesem Augenblick auf Reisen, um die harten Widerwärtigkeiten z
bekämpfen, welche seine eigene Geliebte und Gebieterin gefähr
deten. „Um deshalb, Myladies", schloß er, „sehe ich mich i
die Nothwendigkeit versetzt, einige Unterstützung einzusammeln
denn in diesen theuern Zeiten kosten auch die Abenteuer Geld.

Die jungen Damen, wohlbewandert in der Lectüre de
Zeit, dachten nicht anders, als einen neuen Don Quixote ode
gar einen Amadis von Gallien vor sich zu sehen, und waren
sehr entzückt, daß sich die gute alte Zeit in der schweren un
trüben der Gegenwart wiederhole.

„Edler Ritter", wiederholte ihm die Munterste aus der
Wagen, „wir sind außerordentlich erfreut, einem so edeln Pa
ladin zu begegnen, und unsere Wünsche sollen Euch begleiten
aber es thut uns sehr leid, geben können wir nichts; denn
was wir bei uns haben, das ist ein heiliges Unterpfand, und
gerade nach den Gesetzen Eures Ordens darf es nicht ange
rührt werden."

Der Capitän lächelte und gestand später, die Antwort hätt
ihm so wohlgefallen, daß er die Damen gern ohne Brand

ſchatzung ihres Weges ziehen laſſen, wenn er nicht gerade damals zu ſehr des Geldes bedurft hätte.

„Ihr holdſeligen Frauen", rief er, „würdigt mich, zu wiſſen, worin dieſes heilige Unterpfand beſteht; denn gerade die unverbrüchlichen Geſetze der irrenden Ritterſchaft zwingen mich, daß ich es unter meinen Schutz nehme. Ihr werdet mir nämlich zugeben, daß ich es beſſer zu vertheidigen weiß, wenn ihm Gefahr droht, als zarte Frauen, die irgendein ungalanter Räuber anfällt.

Das muntere Mädchen glaubte wirklich, es ſtecke dahinter nur eine artige Neckerei, und antwortete ihm mit mehr Anmuth als Klugheit, daß dies Unterpfand in nicht weniger als 3000 Pfund Sterling beſtehe, welche eine der mitanweſenden Damen als Mitgift einem andern Ritter zutrage, welcher das Glück gehabt, durch einige kühne Dienſte die Gunſt der edeln Lady zu erwerben.

„Meine volle Achtung, holde Damen, dieſem vortrefflichen Ritter", rief raſch der Wegelagerer; „ſagt ihm, inſtändigſt bitte ich euch darum, daß mein Name Capitän Hind iſt; ſagt ihm auch, daß ich ohne die allerdringendſte Nothwendigkeit niemals dieſes Hochzeitsgeſchenk angerührt hätte, welches gewiß, angeſehen ſeine ritterlichen Verdienſte, nur ſehr gering iſt; ſagt ihm aber auch, wie ich heilig gelobe, die Summe nur und allein zur Vertheidigung der gekränkten Liebe und zur Unterſtützung der irrenden Ritterſchaft zu verwenden."

Die Damen erblaßten. Ihr Muthwille war hin. In ganz England war Niemand, welcher nicht den Capitän Hind kannte. An Widerſtand war nun kein Gedanke mehr. Sie wollten vor ihm zu Füßen fallen, aber er bat ſie auf die höflichſte Weiſe, ſich ja nicht zu beunruhigen; von ihm hätten ſie nichts zu beſorgen und, um ihrer Liebenswürdigkeit willen, wolle er ſich mit dem Drittel der Summe begnügen. Die Damen waren nun wieder entzückt, James Hind wurde wieder in ihren

Augen zum wahren Ritter. Er empfing aus ihren Händen mit der liebenswürdigsten Miene einen Beutel mit 1000 Pfund Sterling und wünschte ihnen alles Glück auf die Reise, zumal aber mit lächelnder Miene der holden Verlobten auf die längere und gefährlichere, welche sie anzutreten im Begriff war.

Ein wie außerordentlicher Räuber James Hind auch sonst war, in einem Punkte unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen: er gab ebenso schnell aus, als er verdiente, und trotz seiner glücklichen Geschäfte befand er sich oft in der äußersten Verlegenheit. Die Verfolgungen gegen ihn wurden einst sehr heftig; er mußte sich versteckt halten und litt dabei großen Mangel. Freilich hätte es bei seinem Glücke nur einiger nächtlichen Ausflüge bedurft, aber die Noth hatte ihn gezwungen, auch sein Pferd zu verkaufen, und er mochte seinen Ruf und sein Ansehen nicht aufs Spiel setzen, indem er als ein gemeiner Schnapphahn zu Fuß hinter einem Strauche lagerte. Er rief daher die List zu Hülfe.

Am äußersten Ende eines Dorfes hatte er ein kleines verfallenes Haus gemiethet, welches ihm als Asyl diente. Durch seine Kundschafter in Kenntniß gesetzt, daß ein berühmter Arzt beim Heimwege von einer vornehmen Patientin des Weges kommen werde, erwartete er ihn an der Schwelle und stürzte ihm händeringend entgegen, sobald der Reiter sich der Hütte näherte. Er flehte ihn an, nur zwei, drei Minuten seiner armen kranken Frau zu schenken, die dermaßen an Ausleerungen litte, daß es außer seiner Macht stände, sie zu hemmen. Der Arzt, reich belohnt von der alten Dame, welche er soeben verlassen, fühlte sich von der Noth des unglücklichen Ehemanns gerührt und stieg sogleich ab, um, was in seinen Kräften sei, ihm zu helfen.

Das Pferd wird unten angebunden, der Arzt eine enge, ſteile Treppe in ein Hinterſtübchen hinaufgeführt. James ſchließt raſch die Thür, und während jener ſich noch vergebens nach dem Bette der Kranken umſieht, tritt dieſer ihm, in der einen Hand eine Piſtole, in der andern einen leeren Geldbeutel, entgegen. „Dies, Maſter, iſt meine Frau", ſpricht er, ihm die Börſe vorhaltend; „ſie braucht dringend Eurer Hülfe, denn ihre Ausleerung iſt von der Art, wie Ihr ſeht, daß gar nichts drin blieb. In Euern Taſchen, weiß ich, habt Ihr ein untrügliches Univerſalmittel. Wenn Ihr zu helfen zaudert oder nur ein Wort dagegen ſprecht, ſo ſoll Euch dieſes Inſtrument auf der Stelle von allen Kopfſchmerzen heilen, die Ihr jemals bekommen werdet."

Der Arzt, in der Diagnoſe wohl bewandert, erkannte den richtigen Zuſtand, in dem er ſich befand, und das einzige Mittel, was hier half. Er zog 40 Guineen aus der Taſche und ſteckte ſie ſchweigend in die Börſe des Räubers. James verbeugte ſich lächelnd, wünſchte ihm eine gute Geſundheit und erklärte ihm, daß er ihm zur Entſchädigung für das empfangene Geld ſein ganzes Haus, mit allem Anrecht darauf, zurücklaſſe. Dann ſchloß er den Doctor in das Zimmer ein, ſtürzte die Treppe hinunter und ſchwang ſich auf das angebundene Roß, mit dem er in andere Gegenden fortſprengte, wo er zur Zeit noch minder bekannt war.

Andere Berichte aus dieſer Zeit rühmen ſeine Großmuth, mit der er die Reiſenden behandelte, welche ihr Unſtern in ſeine Hände führte. Beſonders zart und mildthätig bewies er ſich gegen Arme und auch gegen Solche, von denen er nicht glaubte, daß ſie gerade im Ueberfluß lebten. Davon hat man zahlloſe Beiſpiele.

Einſtmals, gerade als er wieder durch ſeine Verſchwendung in die äußerſte Dürftigkeit gerathen war, lag er auf der Lauer. Ein alter Mann, auf einem Eſel, kam langſam des Weges. Er trat auf ihn zu und fragte ihn freundlich, wohin er gehe.

„Nach dem Markt von Wantage", war die Antwort. „Ich will mir eine Kuh kaufen, um Milch zu haben für meine Kinder."

„Wie viel Kinder habt Ihr?" fragte Capitän Hind.

„Ihrer zehn, Herr!"

„Und wie viel meint Ihr nöthig zu haben, um die Kuh zu kaufen?"

„Vierzig Shilling; gerade, was ich mir ſeit zwei Jahren zurückgelegt."

James Hind fühlte ſich gerührt und mußte doch zugleich über die Einfalt des Menſchen lachen. Schon wollte er von ihm ablaſſen, als ihm ſeine eigene Lage wieder deutlich aufſtieg. Er mußte durchaus Geld haben, und er überdachte ein Auskunftsmittel, ſein Gewiſſen und ſeine Bedürfniſſe zugleich zu befriedigen.

„Hört mich an", ſprach er. „Ich bedarf gerade jetzt das Geld, welches Ihr da bei Euch führt. Aber Eure Kinder ſollen darum doch die Milch nicht einbüßen. Sie müſſen doch leben. Ich bin James Hind. Willigt Ihr in den Pact ein, ſo gebt mir heute Eure 40 Shilling: heute über acht Tage ſtellt Ihr Euch wieder hier ein und empfangt dann 80 Shilling dafür. Nur eine Bedingung iſt dabei: Ihr ſagt zu Niemandem auf der Welt eine Silbe von Dem, was hier zwiſchen uns vorgeht. Sind die acht Tage um, ſo ſollt Ihr es ausſchreien können, wie Euch beliebt."

Der Handel ward geſchloſſen. Der Alte ſtellte ſich nach acht Tagen ein und der Räuber fehlte nicht. Er zahlte ihm nicht allein die Summe, um ſich zwei Kühe, ſondern noch obenein 20 Shilling, um ſich auf dem Markte, was ihm gefiele, zu kaufen.

Wie oft James Hind auch, mit der Pistole in der Hand, seinen Opfern den Tod drohte, hatte er doch eine außerordentliche Scheu davor, Blut zu vergießen. Wer aber einmal auf dem Pfade des Verbrechens sich befindet, wird von der Consequenz fortgerissen und kann nicht willkürlich Halt sagen. Die Criminalverhandlungen gegen ihn sprechen nur von einer einzigen Mordthat, welcher er vergeblich, auch vor dem Richterstuhl seiner eigenen Vernunft, den Charakter der Nothwehr und Selbstvertheidigung aufzudrücken bemüht war.

Es war für den Capitän ein glücklicher Morgen gewesen. Bei Maidenhead Thicket war er in günstiger Stunde einem der berühmtesten Königsmörder, dem Obersten Harrison, begegnet und hatte ihm 60 Pfund Sterling abgenommen. Aber der Oberst hatte sich nicht vom Schreck bewältigen lassen, sondern sobald er losgekommen, die Polizei requirirt. James erfuhr es in einem der Häuser am Wege, wo er Freunde und Helfershelfer hatte, und setzte seinem Roß die Sporen in die Seite. Die Furcht zeigte ihm überall Feinde. Er hörte einen Reiter in vollem Galopp hinter sich kommen. Es war der friedfertige Diener eines Reisenden, der keine andere Absicht hatte, als seinen Herrn einzuholen. Des Dieners Roß war frisch, das des Räubers abgemattet. Vergebens strengte sich der Letztere an, Jenem den Vorsprung abzugewinnen. Als er sah, daß es unmöglich würde, zog er die Pistole, und als der Andere, in dem seine Furcht nichts als einen Diener der bewaffneten Gerechtigkeit vermuthete, ihn eingeholt, feuerte er das Gewehr auf ihn ab und streckte ihn todt zu Boden. Dies war die einzige Blutthat in seiner ganzen langen Räuberlaufbahn und die, um welche er gerichtet wurde.

Auch den Verfolgungen des furchtbaren Obersten Harrison war James glücklich entkommen. Von jetzt ab verfolgte ihn

aber sein Gewissen. Er wollte den Raub aufgeben und suchte eine andere, ehrenwerthere Beschäftigung. Sie fand sich bald. Die Schotten standen für Karl's I. Sohn auf, sie proclamirten ihn als König Karl II. und rückten mit großem Heereszuge in England ein. Unter den Freiwilligen, welche dem royalistischen Heere zuströmten, befand sich auch James. In einem ehrenvollen Kampfe wollte er die Schande, die seinen Namen befleckte, abwaschen. Er kämpfte mit in der Schlacht von Worcester, welche die Hoffnungen der Royalisten blutig vernichtete.

James Hind entkam durch die Flucht, aber er hatte nicht das Glück seines königlichen Herrn. Statt der Eiche von Woodstock fand er zwar in London im Hause des Barbiers Tingie ein sicheres Asyl, aber ein Jugendfreund, dem er sich vertraute, verrieth ihn.

Man mußte den gefürchteten James Hind schon für so wichtig und der Kategorie eines gewöhnlichen Räubers entwachsen halten, daß man ihn vor den Sprecher des Hauses der Gemeinen führte, um ihn nicht als Straßenräuber, sondern als Hochverräther zu inquiriren. Unter großer militärischer Escorte ward er darauf nach Newgate geführt und in Ketten gelegt.

Aber seine Verurtheilung machte noch viel Verlegenheit. Vor die Schranken von Old-Bailey gestellt, konnte man ihm nur Thaten beweisen, welche die Todesstrafe nicht nach sich ziehen. Um deshalb stellte man ihn vor die Assisen von Reading in Berkshire wegen des Mordes an jenem Diener, Namens Georges Sympson. Indessen war inzwischen eine allgemeine Amnestie ergangen, welche die Strafen für alle Verbrechen, mit Ausnahme des Hochverraths, aufhob. James schöpfte wieder einige Hoffnung, doch vergebens.

Man konnte dem offenkundigen Straßenräuber nicht an-

ders ans Leben gehen, als indem man die Klage auf Hochverrath abermals vornahm. Er hatte für seine politischen Gesinnungen die Genugthuung, daß er am 5. Sept. 1652 als Hochverräther zum Tode verurtheilt ward. In diesem Sinne war es ihm vergönnt, noch in seinen letzten Augenblicken eine Art heroischer Rolle zu spielen.

Am 24. Sept. ward er auf einer Schleife zur Richtstatt gezogen. Hier erklärte er, daß er der Mehrzahl seiner Verbrechen sich mit Vergnügen erinnere, denn sie wären gegen Republikaner verübt worden, deren Grundsätze und Thaten er auf gleiche Weise verabscheue. Er schloß seine Rede mit der Versicherung: daß nur etwas seine letzte Stunde verkümmere, nämlich, daß er den Tag nicht mehr erlebe, wo sein königlicher Herr auf den Thron seiner Väter zurückkehre, und daß nicht lieber die ganze Schar niederträchtiger Rebellen am Stricke hinge, welche den Galgen weit mehr verdient habe als er.

James Hind starb, 36 Jahre alt. Nachdem er am Strange geendet, ward sein Leichnam geviertheilt und sein Kopf auf ein Gitter der Brücke über der Severn gesteckt. Die Glieder seines Körpers wurden über die verschiedenen Stadtthore von Worcester, wo die Hinrichtung erfolgte, gehängt. Hier blieben sie bis zur völligen Verwitterung; den Kopf beerdigte man schon in der Mitte der nächstfolgenden Nacht.

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring** (**W. Alexis**).

Erste Folge. Erster bis zwölfter Theil. 1842—47.
Neue Folge. Erster bis elfter Theil. 1848—53.
12. Jeder Theil 2 Thlr.

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vervollkommnung des Interessanten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt** worden.

Inhalt von Theil I—III. (Erste Folge.)

I. 1. Karl Ludwig Sand. 2. Die Ermordung des Fualdes. 3. Das Haus der Frau Web. 4. Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus. 5. James Hind der royalistische Straßenräuber. 6. Die Mörder als Kettengesellschaft. 7. Donna Maria Vicenta de Mendieta. 8. Die Frau des Parlamentsrath Lignet. 9. Der falsche Martin Guerre. 10. Die vergifteten Weinruben.

II. 1. Fenk und Hamacher. 2. Die Marquise von Brinvillier. 3. Die Giftmischerin Nymus. 4. Anna Margaretha Zwanziger. 5. Weiche Margaretha Gottfried. 6. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. 7. Die Mörderinnen einer Hexe. 8. Die beiden Mündergermanen. 9. Die Marquise de Gange.

III. 1. Struensee. 2. Peltzreuter. 3. Der Schwarzmüller. 4. Der Marquis von Anglade. 5. Jacques Lebrun. 6. Der Mord des Lord William Russell. 7. Nickel Pitt und seine Gesellen. 8. Barthelemy Roberts und seine Mitbuccier.

IV. 1. Eingarek. 2. Admiral Byng. 3. Der Pfarrer Niembauer. 4. Der Magister Zinius. 5. Eugen Aram. 6. Der Mädchenschlächter. 7. Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. 8. Jean Galas. 9. Jonathan Pradiert. 10. Der Regelbrenner als Mörder. 11. Der Herr von Penardiere. 12. Klara Blendel, oder der Schultheiß Kellerische Mord in Luzern.

V. 1. Warren Hastings. 2. Der Sohn der Mörder von St. Geran. 3. Ludwig Ehrman von Lindauten. 4. Mary Hendren und Margaret Penderagrass. 5. Zur Geschichte der englischen Hinrichtungen: 1) Spigget und Phillips. 2) Hawkins und Simpson. 3) Mary Wilson und William Barkwith. 4) Wyner. 5) Der Doctor Hatfang.

VI. 1. Der Tod des Prinzen von Conde. 2. Rudolf Kühnapfel. 3. Jonathan Wild. 4. Urban Grandier. 5. Mohnfeld. 6. Die beiden Ehrlingsfamilien in Zellenbeck. 7. Mathes von Gasale. (Mit lithographirter Tafel.) 8. Burke und die Burkiten. 9. La Pivarière und Marie Morell. 10. Maria Katharina Wächtler, geb. Blumin.

XII. 1. Das pariſiſche Gewölbe. 2. William Lord Ruſſell. 3. Der blinde Peter. 4. Der verrätheriſche Ring. 5. Das Gelöbniß der drei Linde. 6. Die Tragödie von Salem. 7. Joachim Heinrich Campe.

XIII. 1. Gaſpariſſo. 2. Die Galgenbaumgeſchichte. 3. Der Sohn des Herrn von Kalle. 4. John Sheppard. 5. Louis Mandrin. 6. Antoine Monrat.

IX. 1. Miguel Servete. 2. Eine ernſte Conventikelerin. 3. Die Quäker in Boſton. 4. Blutgeſchichte. 5. Die beiden Markmann. 6. Der Dieb als Patronsherr. 7. Der Sohn des Bettlers. 8. Contrabanda. 9. Wilder, genannt Baron von Bucn.

X. 1. Don Antonio Perez und die Prinzeſſin Eboli. 2. Der Kerker in Spielberg. 3. Die Fehmen und die Vehme. 4. Barbiche Spooner. 5. Pentel. 6. Die ſchöne Bürgkrämerin. 7. Karl Grandiſſon. 8. Die Weltverbeſſerin.

XI. 1. Der Duc d'Enghien. 2. Georges Cadoudal's Verſchwörung. 3. Major John André. 4. Die fünf Mörder auf der Esperance. 5. Lacenaire. 6. Die Müllerin von Sodendorf. 7. Guybemic Lacoſte. 8. Obriſt Schaurig. 9. Delaroſonge. 10. Der Jahrmarkt zu Peerdam. 11. Der blinde Junge. 12. Pleyel.

XII. 1. Die Höllenmaſchine. 2. Der General Mallet. 3. Rob Roy. 4. Der Chevalier de Gemault. 5. Die Ermordung des Herrn von Marcellange. 6. Gerhard von Kügelgen's Ermordung. 7. Winckelmann's Ermordung.

Inhalt von Theil XIII.—XXIII. (Neue Folge.)

XIII. 1. Der Feuermord in Luzern. 2. Die Ermordung des Marſchalls Brune in Avignon. 3. Der Patriot von Montauin. 4. Die Richter von Rhode Island. 5. Miß Sophy Wenges Hexeiorth. 6. Mademoiſelle Adler. 7. Gaſtouche.

XIV. 1. Der Sea-Field Aufruhr. 2. Die Verſchwörung in der Cato-ſtraße. 3. Kapitain Karoline von England. 4. Der Mörder des Juden Borig. 5. Eine Familie Vater- und Gattenmörder. 6. Die Herzogin von Chevreuſe-Praslin.

XV. 1. Jeachi. 2. Altrand. 3. François Ravaillac. 4. Jaques Clement. 5. Tawlens. 6. Lenrel. 7. Francesco Kara. 8. Papavoine. 9. Mathias Hengſtauer. 10. Eine Entführung. 11. George Frederik Manning und Maria Manning. 12. Eine Hinrichtung in Arvenzell. 13. Konſtantin Blene.

XVI. 1. Lord Lovat und die Rebellen Gulleden. 2. Labédoyère. 3. Ney. 4. Ein Mord am künftigen Geſchlecht. 5. James Blomfield Rauch. 6. Angelique de la Motte Pilleri d'Artemont. 7. Die Giftmörderin Ruthard. 8. Honorée de Berghes. 9. Charlotte de Galeterre. 10. Die weiße Katze und das weiße Mädchen. 11. Das Verſchwinden des Lord Patbort in Perſeveranz.

XVII. 1. Louis Napoleon Bonaparte. 2. General Berton. 3. Die vier Sergeanten von Larochelle. 4. Das Ende des Kapitain Vallé. 5. Die Nebe und die Spinnerin in Bleßgow. 6. Die Frau von Görlitz und ihr Lieber. 7. Miß Ellen Turner. 8. Mademoiſelle de Binn. 9. Klemence. 10. Pomail. 11. Eine Stimme aus dem Zuchthauſe.

XVIII. 1. Die Polenverſchwörung. 2. Die neuen Bichöfe. 3. Die Landesbanden am Mittel- und Niederrhein. Zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts. 4. Kaſpar Hauſer. 5. Profeſſor Webſter.

XIX. 1. Gräfin Somerset und ihr Gatte. 2. Graf Bocarme und ſeine Gattin. 3. Marie Folarme. 4. Sawney Cunningham. 5. Zwei Mörder eines Knaben. 6. Die Kohlmädchen von Salancy. 7. Kandidat Ruhan.

XX. 1. Wilhelm Penn. 2. Daniel Holſtein. 3. Der Morgenſtern der amerikaniſchen Freiheit. 4. Der Pfarrer Joſeph Schaber. 5. Pfarrer Hein. 6. Tuvel de Pidoyville. 7. Der Mörder ſeiner Mutter. 8. Sarah Malcolm. 9. Jiany Hall.

XXI. 1. Helene Jegado. 2. Bernhard Hartung. 3. Desrues. 4. Die Kaufmannsfrau Behold. 5. Abraham Thornton. 6. Die Asbercrofts und die Helden. 7. Mademoiselle Rosette. 8. Chevalier d'Eon. 9. Das Duell des Major Campbell. 10. George Allen. 11. John Jennings. 12. Ein Raubmord in Kurhessen.

XXII. 1. Arthur Dombrowsky. 2. Hortense Laboufle. 3. Die unsichtbare Mistreß Blythe. 4. Der Wunderdoctor Frosch. 5. Das Wundermädchen aus der Schifferstraße. 6. Wilhelmine Krauß. 7. Die Familie Lemaischeck. 8. Der nürnberger Kanendiebstahl.

XXIII. 1. Der Connetable Don Alvaro de Luna. 2. Der Earl von Arundel. 3. Der Bruder Liefade. 4. Der Schneider vom Gibitzenhof. 5. Blaize Kerrage. 6. Die Ermordung des Kaufmann Specht zu Dortmund. 7. Seidenfaden.

Geheime Geschichten
und
Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Erster bis siebenter Band.

12. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Werth und Reichthum dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum mit dem größten Beifall aufgenommenen Werkes erhellt am besten aus folgender Inhaltsangabe:

Erster Band: I. Die russische Thronrevolution von 1762. — II. Die russische Thronrevolution von 1801. — III. Die Prinzessin Orsini. — IV. Die Bellamareverschwörung, Alberoni und Ripperda. — V. Die geheime Diplomatie Ludwig's XV. und der Ritter d'Eon. — VI. Der Obrist Aydelo. — VII. Scenen aus den sächsischen Bauernunruhen im Jahre 1790. — VIII. Karl Gottlieb von Rüxler. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des deutschen Hof- und Beamtenwesens. — IX. Kauderbach. Ein Pendant dazu. — X. Der Aberglaube des 18. Jahrhunderts; die Gräfin Gosel. — XI. Cagliostro. — XII. Duchanteau und Glavières. — XIII. Der Graf von St. Germain. — XIV. Drei Herren von Hund und Alten-Grotkau. — XV. Johann Georg Schreyer. — XVI. Jakob Hermann Obereit. — XVII. Madame de la Croix. — XVIII. Condamine und die Convulsionäre. — XIX. Cazotte. — XX. Graf Bonneval, ein Repräsentant der Frivolität des 18. Jahrhunderts. — XXI. Lord Lovat. — XXII. Spukgeschichten am kurfürstlichen Hofe. — Miscellen.

Zweiter Band: I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert. — II. Ein Prätendent aus dem 17. Jahrhundert. — III. Ein Erbfolgestreit im Lande Lippe. — IV. Herzog Friedrich von Schomberg. — V. Verhandlungen Friedrich's II., Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg, mit Ludwig XIV. 1709 und 1762. Vom Hofrath und Professor **Schulze** in Gotha. — VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg. Von **G. E. Guhrauer.** — VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien. — VIII. Kaunitz und Choiseul. — IX. Der Königlein und seine Gefangenen. — X. Menzel und Siegmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Staats- und Postgeheimnisses im 18. Jahrhundert. — XI. Die Grafen von Promnitz. — XII. Die Grafen von Hoym. — XIII. Entführungen. — XIV. Joseph von Frohn. — XV. Friedemann von Luwyling. — XVI. Verschwörung auf Malta. — XVII. Die Damaskhörer Groß- und Klein-Schönau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. — XVIII. Johann Gottfried Sillig. — Miscellen.

Von der **Reiſe-Bibliothek** ſind bereits folgende Bändchen erſchienen:

Poetiſches Reiſe-Album. Herausgegeben von **Joſef Rank.**

Eine Eiſenbahnfahrt durch Weſtfalen. Von **Levin Schücking.**

Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Guſtav Kühne.**

Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harze. Von **Heinrich Pröhle.**

Von Berlin nach Hamburg. Nebſt Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernſt Willkomm.**

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Guſtav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

Brüſſel nach ſeiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**

Das Moſelthal von Nancy bis Koblenz. Landſchaft, Geſchichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker.**

Die Thüringiſche Eiſenbahn. Von **Adolf Bock.**

Von Frankfurt a. M. nach Baſel. Eiſenbahnfahrt und Wanderungen im ſüddeutſchen Rheinland. Von **Aurelio Buddeus.**

Briefe aus Südruſſland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förſter.**

Reiſe-Pitaval. Auserleſene Criminalgeſchichten, erzählt von **Willibald Alexis.**

Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Schillerhäuſer. Von **Joſef Rank.**

Auf den Schleſiſchen Eiſenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- und Niederſchleſien. Von **Max Kurnik.**

Prag, eine deutſche Stadt. Von **F. Guſtav Kühne.**

Von der **Reiſe-Bibliothek** werden zunächſt folgende Bändchen erſcheinen:

Reiſebuch von Köln bis Minden. Von **Levin Schücking.**

Reiſebuch von Dresden bis Prag. Von **Karl Winter.**

Reiſebuch von Eiſenach nach Frankfurt a. M. Von **Emil Müller.**

Donaubuch von Regensburg bis Galacz. Von **Adolf Schmidl.**

Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**

Der Niederrhein. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Der Main. Von **Alexander Kaufmann.**

Das ſchleſiſche Gebirge und die ſchleſiſchen Bäder. Von **Rudolf Gottſchall.**

Die böhmiſchen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**

Thüringen. Von **Bernhard Cotta.**

Rügen. Von **Hermann Maſius.**

Dritter Band: I. Die Gräfin von Rochlitz. — II. Dankelmann und Württemberg. — III. Württembergische Prinzen. — IV. Natürliche Kinder der letzten Stuarts. — V. Schicksale fürstlicher Schriften. — VI. Natürliche Kinder dänischer Könige. — VII. Graf Löwenhaupt. — VIII. Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. — IX. Reiselustige Prinzen. — X. Leibarzt, Mayer, Menzel und Gichtay. — XI. Lord Peterborough. — XII. Die Herzoge von Ormond. — XIII. Hochmuth und Bismark. — XIV. Gustav Wilhelm Freiherr von Imhoff. — XV. Graf Wackerbarth und Graf Wackerbarth-Salmour. — XVI. Friedrich August I., König von Sachsen im Exil. — XVII. Actenstücke aus der Zeit des fremden Gouvernements in Sachsen. — XVIII. Die Capitulation von Paris. — XIX. John Lilburne. — XX. Lisow, Karl Leopold von Mecklenburg und Prühl. — XXI. Wilhelm Ludwig Wechtlin. — XXII. Johann Friedrich Stilly. — Miscellen.

Vierter Band: I. Die Geheimnißvollen im Schloße zu Gisbanjen. Eine wahre Geschichte ohne Lösung. — II. Die vermeintliche Kaisertochter. — III. Der Zarewitsch und seine Gemahlin. — IV. Lamoignon und de Fargues. — V. Ein Wahrsager. — VI. Der Zauberspiegel. — VII. Gesandtschaften aus dem Orient. — VIII. Brissacier. — IX. Der Marschall de la Force. — X. Die Grafen von Falkenstein und von Stolberg. — XI. Eine Pseudokönigin. — XII. Der Ausgang des Hauses Cleve. — XIII. Bucquoy. — XIV. Die Grafen von Flemming. — XV. Suzanne Henriette d'Elbeuf. — XVI. Graf Erich Brahe. — XVII. Pfizinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg. — XVIII. Castlereagh und Wellington. — XIX. Pfarrergeschichten. — Miscellen. — Nachträge.

Fünfter Band: I. Wallenstein und seine Katastrophe. — II. Aus dem Leben Johann von Werth's. — III. Johann Kepler. — IV. Waldsteine und Sinzendorfe in den Herrschaften Trebitz und Selowitz. — V. Die Königswahl in Warschau 1669. Nach einem deutschen Tagebuche. Von **G. E. Gubrauer.** — VI. Französische Gesandtenhändel in Rom. — VII. Noch etwas über d'Eon. Von **E. Köhler.** — VIII. Graf Friedrich Ludwig von Solms. — IX. Törnberg und der Aufstand in Hessen. Aus dem Nachlasse des Generallieutenants von Törnberg. — X. Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von **Chr. v. Rommel.**

Sechster Band: I. Die letzten Medicis. — II. Victor Amadeus I., König von Sardinien. — III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentischen Quellen gezogener Beitrag zur schwedischen und deutschen Geschichte. Von **Chr. v. Rommel.** — IV. Katharina I., Kaiserin von Rußland. — VI. Fürst Alexei Menzikoff. — VI. Ein unglücklicher Prinz. — VII. Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. — VIII. Zwei Grafen zu Schaumburg-Lippe.

Siebenter Band. I. Denkwürdigkeiten Hans Christoph's von Bernstein. Von **F. A. v. Minckwitz.** — II. Ein Jacobäer. — III. Züge aus dem 17. Jahrhundert. — IV. Schöning und Parine. — V. Fürst Anton Gabriel von Fürstenberg. — VI. Grafen und Gräfinnen Hendel von Donnersmark. — VII. Cardinal Gozzi. — VIII. Graf Hahn. — IX. Der General von Zastrow. — X. Warnery und Sperling in der Pergfeste Stolpen. — XI. Graf Fersen. — XII. Daniel Greier. — XIII. Der Preußner Mann. — XIV. Christian Lehmann. — XV. Balthasar Rademann. XVI. Geistliche Berufungen. — Miscellen. — Nachträge.

Brockhaus'
Reise-Bibliothek

für

Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Preis des Bändchens 10 Silbergroschen.

Verzeichniß von Schriftstellern,
welche Beiträge für die Reise-Bibliothek geliefert oder zugesagt haben:

Karl Andree.
Karl Gustav v. Berneck.
Adolf Bock.
Friedrich Bodenstedt.
Aurelio Buddeus.
Bernhard Cotta.
Marie Förster.
Friedrich Gerstäcker.
H. Girard.
Rudolf Gottschall.
W. Häring (Willibald Alexis).
Ferdinand Hochstetter.
Nikolaus Hocker.
J. E. Horn.
Siegfried Kapper.
Alexander Kaufmann.
Heinrich Koenig.
Friedrich Körner.
F. Gustav Kühne.
Max Kurnik.
Franz Löher.
Hermann Marggraff.
Hermann Masius.
Emil Müller.
Otto Müller.
Wolfgang Müller von Königswinter.
Heinrich Pröhle.
Josef Rank.
Adolf Schmidl.
Levin Schücking.
Ludwig Steub.
Ernst Willkomm.
Karl Winter.

Von der **Reise-Bibliothek** sind bereits folgende Bändchen erschienen:

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**

Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**

Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harze. Von **Heinrich Pröhle.**

Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schilderungen aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.** Mit zwei Plänen.

Prag nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von **J. E. Horn.**

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker.**

Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**

Von Frankfurt a. M. nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im südwestlichen Rheinland. Von **Aurelio Buddeus.**

Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von **Marie Förster.**

Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**

Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**

Auf den Schlesischen Eisenbahnen. Eine Fahrt von Breslau nach Ober-, Mittel- und Niederschlesien. Von **Max Kurnik.**

Prag, eine deutsche Stadt. Von **F. Gustav Kühne.**

Von der **Reise-Bibliothek** werden zunächst folgende Bändchen erscheinen:

Reisebuch von Köln bis Minden. Von Levin Schücking.

Reisebuch von Dresden bis Prag. Von Karl Winter.

Reisebuch von Eisenach nach Frankfurt a. M. Von Emil Müller.

Donaubuch von Regensburg bis Galacz. Von Adolf Schmidl.

Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Becker.

Der Niederrhein. Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Der Main. Von Alexander Kaufmann.

Das schlesische Gebirge und die schlesischen Bäder. Von Rudolf Gottschall.

Die böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.

Thüringen. Von Bernhard Cotta.

Rügen. Von Hermann Masius.

Inv. num. 566

Reise-Pitaval.

Auserlesene Criminalgeschichten,

erzählt

von

Wilibald Alexis.

Leipzig.
F. A. Brockhaus.
1850.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.